

Frankfurter Allgemeine

# Magazin

JULI 2015



**ANNA BADER  
GEHT  
IN DIE TIEFE**

**BERLINER  
MODEMACHER  
SEHEN SEEN**

**LOURDES  
HEILIGT  
DIE MITTEL**

# AM WASSER

# Handcrafted by Racers.

Der neue Mercedes-AMG GT.



**AMG**  
DRIVING PERFORMANCE



Mercedes-Benz

Kraftstoffverbrauch kombiniert: 9,6–9,3 l/100 km; CO<sub>2</sub>-Emissionen kombiniert: 224–216 g/km.

Anbieter: Daimler AG, Mercedesstraße 137, 70327 Stuttgart

# MONT BLANC



## Montblanc Heritage Spirit Moonphase and Hugh Jackman

### Crafted for New Heights

Die neue Montblanc Heritage Spirit Moonphase verfügt über eine Mondphasenkomplika­tion, die nach den Maßstäben der traditionellen Feinuhmacherei gefertigt wurde. Eingebettet in ein 39-mm-Gehäuse aus 18 K Rotgold, zeigt das Kaliber MB 29.14 mit Automatikaufzug die Mondphase in einer sichelförmigen Öffnung an und macht aus diesem Zeitmesser einen lebenslangen Begleiter. Visit and shop at [Montblanc.com](http://Montblanc.com)



## EIN HEFT VOLL WASSER

**E**rst einmal einen Schluck Wasser nehmen, dann kann man auch nachdenken. Und schon hat man zwei Zeilen gefüllt, mit nur einem halben Glas, das man sowieso halbvoll und nicht halbleer sehen sollte. Bemerkten Sie den Trick? Jetzt sind wir schon bei Zeile fünf. Und das Beste: Es ist eben doch kein Trick. Ich schenke Ihnen kein Wasser als Wein ein, sondern bleibe geschmackfrei. Denn weil es Sommer ist, weil der Urlaub beginnt, weil man ans Meer fährt und sowieso und überhaupt füllen wir diese Ausgabe unseres Magazins mit Wasser. Es quillt aus fast allen Seiten hervor. Scherze sind nicht angebracht. Man muss nur auf Wallfahrt nach Lourdes gehen (Seite 28), da sieht man, dass es kein grundsätzlicheres und gesünderes Mittel geben kann. Unglaublich, was man mit Wasser sonst noch anstellen kann. Für Klippenspringerinnen wie Anna Bader (Seite 18) oder Schwimmerinnen wie Franziska van Almsick (Seite 50) ist das Wasser eine Art Projektionsfläche wie die leere Leinwand für den Maler oder wie die spiegelnde Wasseroberfläche für Narziss. Seien es die seltsamen Eigenschaften von Tropfen, die den Fotografen Markus Reugels zu faszinierend experimentellen Fotos anregen (Seite 22), seien es die Häfen, die Musiker schon zu den seltsamsten Kompositionen herausgefordert haben (Seite 32), seien es die Flüsse und Seen in Berlin, an denen die Modemacher der Hauptstadt ein paar ruhige Minuten verbringen (Seite 36): Die unergründlichen Tiefen und schillernden Oberflächen haben unermessliche Fähigkeiten, Künstler und von mir aus auch Kreative zu ganz neuen Werken anzuregen. (Wer die Monet-Ausstellung im Städel gesehen hat, weiß, was ich meine.) Natürlich ist uns bewusst, dass Wasser verschmutzt wird, dass wir weniger Wasser haben, dass Wasser sogar töten kann, dass die Erde irgendwann untergeht. Aber das blenden wir hier mal willfährig aus. Nicht dass es uns nichts angehe. (Immerhin haben die Designer mit wassersparenden Entwicklungen dazu auch etwas zu sagen.) Aber wie schon gesagt: Es ist Sommer, der Urlaub beginnt, Sie wissen schon. Was machen Sie in den nächsten Wochen? Ich fahre, Sie haben richtig geraten, ans Meer. Schöne Ferien! *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:  
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:  
Holger Appell, Peter Badenhop, Christoph Borgans,  
Dr. Rose-Maria Gropp, Mona Jaeger, David Klauert,  
Philipp Krohn, Ole Löding, Claus Reissig, Boris  
Schmidt, Peter-Philipp Schmitt, Florian Siebeck,  
Helge Sobik, Dr. Tilman Spreckelsen, Bernd Steinle,  
Julia Stehner, Dr. Lukas Weber, Axel Wermelskirchen,  
Jennifer Wiebking.

Bildredaktion:  
Christian Matthias Pohlert

Art-Direktion:  
Peter Breul

E-Mail Redaktion:  
[magazin@faz.de](mailto:magazin@faz.de)

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter  
Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte  
vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH,  
Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten  
Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge  
und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung  
oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich  
zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche  
Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.  
Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung  
von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine  
Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als  
elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne  
Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in  
Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen,  
speichern oder per E-Mail versenden wollen, können  
Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH  
erwerben unter [www.faz-rechte.de](http://www.faz-rechte.de). Auskunft erhalten  
Sie unter [nutzungsrechte@faz.de](mailto:nutzungsrechte@faz.de) oder telefonisch  
unter (069) 7591-2985.

Redaktion und Verlag  
(ungleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum  
genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)  
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH  
Hellerhofstraße 2-4  
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:  
Thomas Lindner (Vorsitzender)  
Burkhard Petzold

Verantwortlich für Anzeigen:  
Ingo Müller

Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:  
Kerry O'Donoghue, E-Mail: [media-solutions@faz.de](mailto:media-solutions@faz.de)

Produktionsleitung:  
Andreas Gierth

Layout:  
Verena Lindner

Einzelhefte können zum Preis von €5,- bei  
[media-solutions@faz.de](mailto:media-solutions@faz.de) bezogen werden.

Druck:  
Primovis Ltd. & Co. KG – Betrieb Nürnberg  
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg

HISTORY AND HEROES.



LUMINOR SUBMERSIBILE 1950  
3 DAYS AUTOMATIC  
TITANIO (REF. 305)

**PANERAI**  
LABORATORIO DI IDEE.

PANERAI BOUTIQUE  
MÜNCHEN - Maximilianstraße 31, 80539 - Tel + 49 (0)89 20 30 30 96

PANERAI.COM



**ROSE-MARIA GROPP** bestreitet jeden Samstag im Feuilleton und in jeder Magazin-Ausgabe den Kunstmarkt. Dieses Mal war es ihr eine besondere Freude. Die Feuilleton-Redakteurin traf Esther Friedman, die in den siebziger Jahren die Freundin von James Osterberg war, besser bekannt als Iggy Pop (Seite 46). Die junge Fotografin wohnte damals mit dem Star des frühen Punk in Berlin-Schöneberg im selben Haus wie David Bowie. Esther Friedman hat großartige Fotos gemacht von der wilden Seite der geteilten Stadt, die sie gemeinsam durchstreiften. Die Bilder sind jetzt in einer Galerie in Frankfurt zu sehen – und eines erstmals in dieser Ausgabe.



**RAINER WOHLFAHRT** weiß, dass Wasser auch heilen kann. Das Phänomen beschäftigt den Fotografen, seit er vor mehr als 20 Jahren als Student auf den Spuren Kurt Tucholskys mit der Kamera durch die Pyrenäen wanderte. In Lourdes faszinierten ihn gleichermaßen der Glaube an die Wundertätigkeit des Wassers und die Geschäftstüchtigkeit. Mit seiner schreibenden Kollegin Mona Jaeger fuhr er für uns nun im Pilgerzug hin (Seite 28) – und wunderte sich, wie auch kranke und behinderte Pilger die Strapazen ertrugen. Wohlfahrt ist schon von Berufs wegen Skeptiker. Aber in dem Wallfahrtsort war er auch vom liebevollen Umgang der Pilger untereinander begeistert.

FOTOS FRANK ROTH, DAVID KLAUBERT, RAINER WOHLFAHRT, HELMUT FRICKE

# MITARBEITER

**DAVID KLAUBERT** musste viel rechnen auf seiner Reise. Sie führte den Politikredakteur nach Zimbabwe, in ein Land, das nach mehr als 30 Jahren Diktatur wirtschaftlich ruiniert ist (Seite 42). Als Währung dient der amerikanische Dollar, Münzen dazu gibt es nicht. So erhält man als Wechselgeld mal südafrikanische Rand, mal frisch geprägte Zimbabwe-Cents, mal Bonbons. Die Natur aber ist beeindruckend – auch am Sambesi, wo Klaubert beim Kanufahren Krokodilen, Elefanten und Hunderten Nilpferden begegnete.



**MALAIKA RAISS** ist eine der spannendsten jungen Berliner Designerinnen. Und das sagen wir nicht, weil sie im vergangenen Januar ihre Kollektion im Atrium des F.A.Z.-Hauptstadtbüros zeigte, wo auch unser Foto entstand, sondern weil die Entwürfe der 30 Jahre alten Modemacherin das „Gender-Bending“ von heute modisch in eine Form bringen. Weil sie auch noch fotografieren kann, wie das Bild ihres Lieblingsgewässers zeigt, das wir zusammen mit 13 weiteren Bildern von Berliner Designern (ab Seite 36) vorstellen. Und weil sie an diesem Samstag die Eröffnung ihres Pop-Up-Stores an der Torstraße 66 mit einer kleinen Party verbindet. Gerne mal vorbeischaun, zwischen 14 und 19 Uhr.

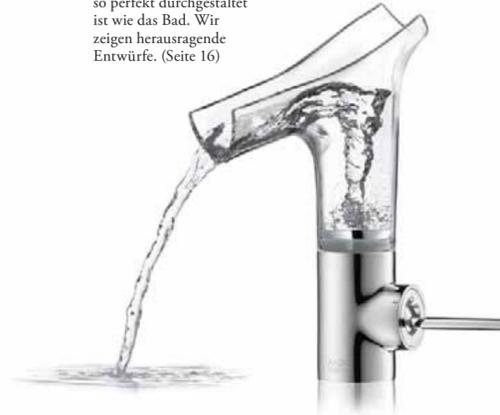




design by  
made by

L I N D B E R G 

Von wegen Nasszelle:  
Heute gibt es kaum einen  
Raum im Haus, der  
so perfekt durchgestaltet  
ist wie das Bad. Wir  
zeigen herausragende  
Entwürfe. (Seite 16)



Die Hot Spots der  
Hauptstadt: Berliner  
Modemacher zeigen  
ihre Lieblingsorte am  
Wasser (Seite 36).  
Marina Hoermanseder  
entspannt sich am  
besten am Wasserfall  
im Viktoriapark.



**ZUR TITELSEITE**  
Die Klippenspringerin Anna Bader  
wurde am 12. Juni von Daniel Pilar  
in Freiburg fotografiert.

- 10 KARL LAGERFELD
- 34 GÜNTER KUPETZ
- 40 VASCO DA GAMA
- 46 ESTHER FRIEDMAN
- 50 FRANZISKA VAN ALMSICK

**VIELSEITIG** Hamamtücher sind  
im Sommer allgegenwärtig – aus  
guten Gründen. *Seite 12*

**VIELFARBIG** Eno Polo trägt im  
Sommer Havaianas auch zum  
Anzug. *Seite 14*

**VIELSTIMMIG** Warum Städte am  
Wasser so oft zu Musik-Metropolen  
geworden sind. *Seite 32*

**VIELZÄHLIG** Ein tierisches  
Vergnügen: Unterwegs mit dem  
Kanu auf dem Sambesi. *Seite 42*

**VIELSPRACHIG** Die traute  
Lagune: Sieben Tipps für einen  
Besuch in Venedig. *Seite 44*

**VIELDEUTIG** Duftwasser ist  
nicht gleich Duftwasser – eine  
Begriffsklärung. *Seite 49*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 15. August bei.

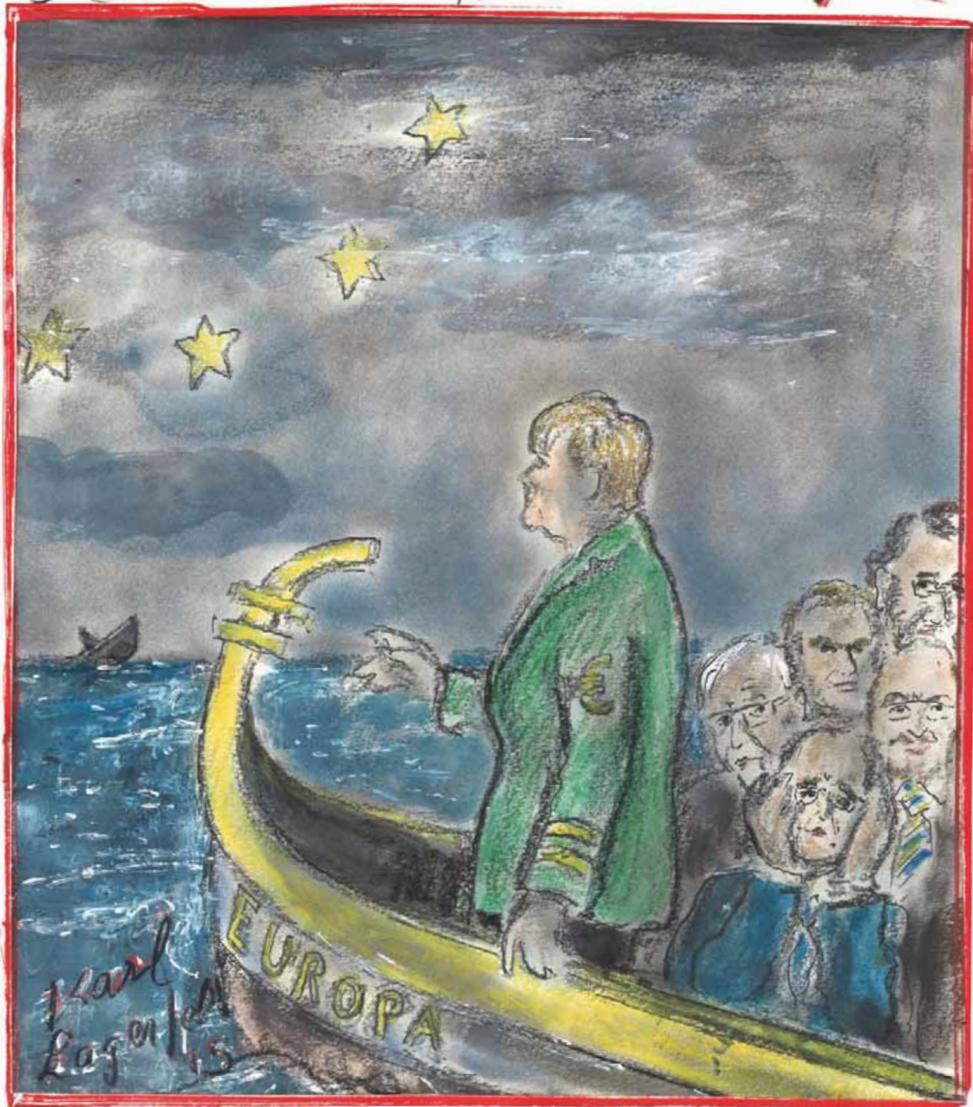


Wasser-Spiele: Der  
Fotograf Markus Reugels  
lässt in seinen Bildern die  
Tropfen tanzen (Seite 22)  
– und schafft auf diese  
Weise außerirdisch  
anmutende Kunstwerke.

Mit der Hilfe der  
Muttergottes: Die  
Andenken aus dem  
Wallfahrtsort Lourdes  
(Seite 28) verkörpern  
die Hoffnung der  
Pilger auf Heilung.



*Schlechtes Wetter über Europa*



*Kapitän Merkel: Wir müssen aufpassen dasß unser Boot nicht kentert ...*

**KARL LAGERFELD VERTRAUT AUF KAPITÄNIN MERKEL**

Da schauen sie, die europäischen Staats- und Regierungschefs. Der französische Präsident François Hollande schlägt sogar die Hände vors Gesicht wie die entsetzte Hauptfigur im „Schrei“ von Edvard Munch. Karl Lagerfeld, der seine Modeskizzen und auch die „Karlikaturen“ in einem Höllentempo zeichnet, legt dabei viel Wert auf anspielungsreiche Genauigkeit. Man beachte nur die spießige und dennoch so passende Krawatte mit Clubstreifen des EU-Parlamentspräsidenten Martin Schulz oder den skeptischen Blick und zauseligen Bart des spanischen Ministerpräsidenten Mariano Rajoy. Und wer gibt wieder den Ton an und die Richtung vor?

Angela Merkel, Lieblingspolitikerin unseres Zeichners, tonangebend auch mit ihren farbenfrohen Jacken, und die einzige Regierungschefin, die sich die Probleme auch wirklich anschaut. Wasser, das Thema dieses Magazins, interpretiert Lagerfeld auf die brutalstmögliche politische Art, indem er die Retter Europas in eine wackelige Gondel setzt wie die Flüchtlinge, die zu Tausenden im Mittelmeer ums Leben kommen. Wolken verdunkeln die europäischen Sterne am Himmel. Am Horizont versinkt ein Schiff. Und man darf sich überlegen, ob darauf Flüchtlinge sind oder Griechen – oder gar alle Europäer. (kai.)

55<sup>th</sup>  
ANNIVERSARY  
Grand Seiko



SEIKO BOUTIQUE FRANKFURT  
Große Bockenheimer Straße 19,  
Freßgass, Frankfurt am Main

ERÖFFNUNG AM 17. JULI

GS  
Grand Seiko

SEIKO

DER PERFEKTION VERPFLICHTET

# PRÊT-À-PARLER



## GUT GEWICKELT IN HANDGEWEBTEM

Interessant, wie Requisiten aus dem östlichen Mittelmeerraum und dem Nahen Osten bei uns zu Lifestyle-Produkten werden. Bei all den Negativ-Nachrichten aus der Gegend! Nehmen wir den Halloumi-Käse, der in Griechenland, der Türkei oder Ägypten eine Art Nationalkost ist. Bei uns deutet alles darauf hin, dass der gummiartige Käse, trotz Veganismus-Trend, bald eine ähnliche Karriere wie die Avocado hinlegen könnte. Wer als Besitzer eines Restaurants, Bistros oder einer Imbissbude etwas auf sich hält, hat Halloumi jedenfalls schon auf die Karte gesetzt. Ein Supermarkt ohne Halloumi, den man auf den Grill werfen kann, gilt als nicht gut sortiert. Oder der Perserteppich. Gehört heute zur Einrichtung wie die Kakteen-Sammlung. Oder eben Hamamtücher, die das Frottierhandtuch in Frage stellen. Zumindest jetzt im Sommer.

Dünn, handgewebt, aus Leinen oder Baumwolle, mit Quasten an zwei Seiten und schön bunt. Hamamtücher – gelegentlich laufen sie unter dem Namen Pestemal – bedecken zur Zeit den letzten freien Platz auf der Parkwiese. In Design-Zeitschriften springen einem Hamamtücher gleich mehrmals ins Auge, als wäre es Zeit für eine Hamam-Kampagne. In neuen Fitnessstudios haben es die Männer um die Hüften, die Frauen um den Oberkörper geschlungen, und stapfen Richtung Wellnesszone, Richtung Hamam

im Keller zum Sicaklik (Erholungsbad), Bingül (Kräuterdampf), Camekan (Erholungsraum).

In „Handwoven in Turkey“, am besten noch vom familiengeführten Handwerksbetrieb, wickelt es sich natürlich mit besserem Gewissen als in „Made in Taiwan“. Praktisch auch für Bewohner kleiner Stadtwohnungen, dass so ein Hamamtuch zugleich Picknick- und Parkdecke, Strandtuch und Sommerhandtuch zum Duschen sein kann und dabei weniger Stauraum braucht als das Badetuch, das Strandtuch, die Parkwiesenunterlage für sich alleine.

Andererseits, darf man das überhaupt? Oder gilt man als ignoranter Westeuropäer, wenn man sich damit im Sand suhlt, statt das Tuch ausschließlich zum Baden zu verwenden? Und bedeuten, sagen wir, rote Streifen etwas anderes als ein blaues Muster? So allgegenwärtig diese Tücher jetzt sind – so richtig unterscheiden kann man sie nicht voneinander. Machen wir es deshalb kurz: Tuch in Mittelblau, Türkis, Hellblau und Hellgrün von Hamamista (1), dunkelblaues Jacquardtuch (2) von Torquato, elefantengraues Piquétuch (3) von Möve, Tuch mit Streifen in Rot, Pink und Rosa (4) von Urbanara, Tuch in Weiß mit pinkfarbener Borte (5) von Torquato, Tuch in Türkis mit weißen Streifen (6) von Hamamista, Tuch in Creme mit roten Streifen (7) von Urbanara. (jwi.)

## SCHMILZT LANGSAM, KICKT GANZ GUT

Dem ersten Blick mag man gar nicht trauen. Das Eis, das da in einem großen Block auf der Theke liegt, ist so klar und makellos, dass es fast künstlich wirkt. Erst beim zweiten Blick wird erkennbar, dass der transparente Quader tatsächlich aus gefrorenem Wasser besteht – und langsam, sehr langsam, vor sich hin schmilzt.

Das besonders langsame Schmelzen ist einer seiner Vorzüge – und einer der Gründe, warum René Soffner und Armin Azadpour in ihrer kleinen Kellerbar im Frankfurter Bahnhofsviertel dieses außergewöhnliche Eis mit großem Aufwand selbst produzieren. „Es sieht gut aus, ist extrem sauber, und wegen der größeren Dichte schmilzt es langsamer als gewöhnliches Eis – auch im Glas“, sagt Soffner, der die „Kinly Bar“ zusammen mit seinem Partner erst vor ein paar Monaten eröffnet hat. Natürlich habe der Eisblock einen gewissen Show-Effekt. Er sei durchaus eine effektvolle Deko, die den Gästen vor Augen führe, mit welchem Anspruch hier gemixt und serviert wird. So etwas wie eine gefrorene Benchmark.

Viel wichtiger ist den beiden aber etwas anderes. „Man kann doch nicht die besten Spirituosen, frisch gepresste Säfte und handgemachte Infusionen und Dekorationen für seine Drinks nehmen – und dann mit Eiswürfeln aus Leitungswasser alles im Wortsinne verwässern.“ Ein

Spitzenkoch gießt zu seinen Kreationen ja auch keine Fertigsoße auf die Teller.

Der Weg zum Benchmark-Eis ist allerdings lang und aufwendig. Zunächst filtern die beiden Barkeeper einfaches Leitungswasser mit einer Osmoseanlage, um Kalk, Schmutz, Mineralien und andere Rückstände zu entfernen. Dann wird das Wasser mit Hilfe eines Silikatfilters,



wie er auch in Aquarien eingesetzt wird, ein zweites Mal geklärt. Dieses vollkommen klare Wasser wird schließlich in eine handelsübliche Camping-Kühlbox gefüllt und darin ohne Deckel in einen großen Gefrierschrank gestellt. Etwa drei Tage lang dauert es, bis das Wasser zu Eis geworden ist, und entscheidend für die Klarheit des Eises ist die Tatsache, dass beim langsamen Gefrieren von oben die im Wasser befindliche Luft nach unten gedrückt wird. So bekommt das Eis seine höhere Dichte und die besondere Makellosigkeit. Doch Soffner und Azadpour sind schon einen Schritt weiter: Mit Hilfe eines Rotationsverdampfers, der normalerweise in chemischen Labors eingesetzt wird, haben die beiden vor ein paar Wochen aromatisiertes Wasser hergestellt. Dabei werden mit dem Wasser Kräuter, Blüten oder andere pflanzliche Stoffe unter Vakuum bei niedrigen Temperaturen verdampft und wieder aufgefangen. Gibt man Eis aus einem solchen Aroma-Destillat in einen Drink, wird er nicht langsam verwässert – sondern nach und nach in eine andere geschmackliche Richtung gelenkt. Oder wie René Soffner sagt: „Der Drink bekommt einen zweiten Kick.“ (bad.)

„The Kinly Bar“, Elbstraße 34, 60329 Frankfurt, Telefon 069/27 107670, [www.kinlybar.com](http://www.kinlybar.com)

FOTOS FRANKROTH, FELKSCHMITT

## LE JARDIN DE MONSIEUR LI

HERMÈS  
PARIS



der geheime Parfum-Garten des Monsieur Li

## KINDERKRAM

Hast du schon mal was von Percy Jackson gehört, hatte unsere Freundin, die Buchhändlerin, gefragt, als wir wegen des nächsten Spieleabends telefoniert hatten.

Mir war nur Jackson Pollock eingefallen.

Percy Jackson ist eine Romanfigur aus einer Serie für Jugendliche über einen Halbgott aus der griechischen Mythologie, hatte die Buchhändlerin gesagt. Spielt in der Gegenwart, irrsinnig erfolgreich.

Muss man das kennen, hatte ich noch gefragt, aber die Buchhändlerin hatte nur gelacht und gesagt, dass ich mal unseren Sohn danach fragen solle. Und dass sie ein Spiel mitbringen werde, um mir die Götter näher zu bringen.

Es war ein warmer Abend, wir saßen um den Gartentisch im Hinterhof. Ullrich, der Mann der Buchhändlerin, trug ein hellblaues Leinensakko. Die Buchhändlerin hatte die Haare hochgesteckt.

Wie eine griechische Göttin, sagte mein nordhessischer Cousin, der nach seiner Arktisreise als Lektor auf einem Kreuzfahrtschiff noch keine neue Wohnung gefunden hatte und deshalb wieder bei uns eingezogen war. Die Buchhändlerin wurde rot und fragte: Findest du?

Kommt natürlich darauf an, welche Göttin, sagte Ullrich, da gibt es solche und solche.

Wir haben aus Rhodos eine braune Amphore aus Ton mitgebracht, sagte meine Frau hastig, mit Abbildungen von Göttern darauf, aber leider ist sie nicht ganz dicht.

Ullrich brummelte irgendetwas mit „nicht ganz dicht“, unser Sohn sagte, dass es bei Percy Jackson auch ziemlich gemeine Götter gebe, und die Buchhändlerin zog das Spiel heraus. Auf der Schachtel sah man eine Galere mit Rammsporn, griechische Säulen und eine Frau in einem weißen Kleid, die den Arm ausstreckte.



„Elysium“, las unser Sohn.

Genau, sagte die Buchhändlerin. Sie legte zwei Pappstreifen auf den Tisch, die den Giebel und das Fundament eines Tempels darstellten. Auch wir bekamen jeder einen Streifen, den Platz dazwischen füllte sie mit Karten, auf denen Szenen der griechischen Mythologie dargestellt waren. Außerdem bekam jeder von uns vier Holzsäulen.

Auf den Karten sind die Symbole unterschiedlicher Götter, erklärte die Buchhändlerin, und Zahlen von 1 bis 3. Wer zum Beispiel als Erster alle drei Karten von Zeus oder Athene hat, kriegt dafür am Ende Punkte.

Was ist mit Aphrodite, fragte mein Cousin.

Schleimer, sagte Ullrich.

Er sammelte die Karten von Ares, dem Gott des Krieges, und von dem Schmied Hephaistos. Meine Frau hatte schon bald eine Reihe Athene-Karten, mein Sohn setzte auf Poseidon und ich auf Hades. Für jeden Zug musste man sich von einer farbigen Holzsäule trennen und durfte danach keine Karte mehr aufnehmen, die ein Symbol in dieser Farbe hatte. Manche Karten brachten uns Goldstücke ein, manche Sieger-Punkte. Die Karten mussten wir am Ende jeder Runde ins Elysium bringen, einen speziellen Bereich des Spielfelds.

Ullrich sammelte einen Sieger-Punkt nach dem anderen. Dass er dann doch noch verlor, lag am „Chronos-Effekt“, der erst bei der letzten Abrechnung wirksam wurde und mir jede Menge Sieger-Punkte brachte.

Logisch, maulte Ullrich, Hades schlägt am Ende alle.

Nur nicht Aphrodite, sagte mein nordhessischer Cousin, die läuft außer Konkurrenz.

Und ich brachte unseren Sohn ins Bett.

Tilman Spreckelsen

# PRÊT-À-PARLER

## SEXUELLE REVOLUTION AM WASCHBECKEN

Der Feminismus erlebte in den späten sechziger Jahren seine zweite große Blüte. Und er machte selbst vor dem Ort nicht halt, der bislang ein Rückzugsraum für die Frau gewesen war – neben ihrem eigentlichen Hoheitsgebiet, der Küche. Das Bad erlebte nach 1968 seine eigene Revolution, die sich in Europa an einem wenig beachteten Detail dokumentieren lässt: Mann und Frau konnten in den Siebziger erstmals gleichberechtigt nebeneinander ihre Zähne putzen – dank Doppelwaschbecken. Diese Freiheit hatte es vorher nicht gegeben, wie die Ausstellung „Das Bad der siebziger Jahre in Europa, Asien und Südamerika“ in der Hansgrohe Aquademie in Schiltach zeigt.

Wie stark der Zeitgeist die Badgestaltung damals auf der ganzen Welt beeinflusste, haben gleich vier Kuratoren von drei Kontinenten zusammengetragen: die Architekten Mathias Klotz und Eduardo Ruiz-Risueno Abad, beide aus Chile, Budi Pradano aus Indonesien und Jörn Frenzel aus Deutschland. In Asien zum Beispiel zog in den Siebziger auch bei der Körperpflege der westliche Lebensstil langsam ein: Toiletten mit Spülkästen lösten das von Hand nachgespülte traditionelle „Stehklo“ oder die „Hocktoilette“ ab. In Chile wird das Bad gar zum Symbol für den Aufschwung des ganzen Landes: Die Regierung sorgte dafür, dass auch die Landbevölkerung einen Wasseranschluss bekam, der bis zur Nasszelle selbst in den Ziegelhütten führte. Europa hatte längst fließend Wasser.



Flower Power im Bad: Der Zeitgeist drückte sich in den Siebziger in Doppelwaschbecken und Toilettendeckelbezügen aus.

In unseren Breiten ging es eher um Materialien und Technik, aber auch um Farben und Formen. Bunte Fliesen, die an Flower Power zu erinnern scheinen, der Teppich am Boden oder auch der flauschige Toilettendeckelbezug sprechen für eine neue Einstellung zum Körper. Die Zeit der Prüderie war vorbei, das Bad wurde zum wohnlichen Ort, der gemeinschaftlich genutzt wurde. (pps.)

## ENO POLO ÜBER 3000 JAHRE FLIP FLOPS

Herr Polo, Sie sind Europa-Chef von Havaianas. Die Flip Flops aus Brasilien gibt es seit 1962, aber in unseren Breiten wurden sie erst in jüngerer Vergangenheit zu Sommerschuhen. Warum?

Von 1962 bis in die neunziger Jahre waren Havaianas vor allem ein Produkt für brasilianische Arbeiter. Ohne dass wir vom Marketing aus nachgeholfen hätten, begannen dann plötzlich auch die Chefs dieser Arbeiter, also die reichen Leute, unsere Flip Flops als Hausschuhe zu tragen. Sie müssen sich das von ihren Bediensteten abgeschaut haben. Die Mittelschicht hätte damals natürlich nie ein Produkt übernommen, das eigentlich für Arbeiter bestimmt war, aber als sie sahen, dass auch reiche Leute diese Schuhe trugen, wollten sie die auch haben. Und dann kamen die Europäer. Von ihren Brasilien-Reisen brachten sie sich selbst und ihren Freunden Havaianas als Souvenir mit. Das animierte die ersten brasilianischen Immigranten, sie in den Ländern zu verkaufen, in denen sie jetzt wohnten. In Europa gab es sie zuerst übrigens auf Ibiza.

Damit wäre die Geschichte der Havaianas ein Beispiel für einen Bubble-up- statt für den geläufigeren Trickle-down-Effekt. Also hatten nicht erst die Reichen das Produkt, bevor weniger Wohlhabende daran kamen. Havaianas haben sich hochgearbeitet. Und das ging wirklich ohne Marketing?

Gut, eine einzige Initiative haben wir gesteuert. Als wir Ende der Neunziger mitbekamen, dass wir plötzlich so illustre Kundschaft bekommen hatten, beauftragten wir eine Agentur für einen Werbespot. Die Mittelschicht schaut ja Fernsehen! Wir klingelten also mit Kamerateams vor den Türen der Reichen und Prominenten. Als die an die Tür kamen, schwenkte die Kamera auf ihre Füße. Sie trugen natürlich Havaianas.

Im Haus, okay. Aber gibt es für Sie keine Situationen, in denen Flip Flops nicht gehen?

Ich trage sie sogar zum Anzug zur Arbeit, in Gelb-Blau, Braun-Orange, Schwarz-Grün. Heute habe ich mir ein Modell in Aubergine-Lila ausgesucht, ein bisschen feminin, aber auch das geht. Flip Flops in Schwarz-Schwarz finde ich hingegen sehr langweilig.

Welche Farbe ist Ihr Bestseller?

In Deutschland dann natürlich doch schwarz, und wenn man sich ganz Europa anschaut: dunkelblau.

Was antworten Sie Männern, die daran zweifeln, dass Flip Flops etwas für sie sind?

Wir haben Flip Flops ja nicht erfunden. Die gibt es seit mehr als 3000 Jahren. In Tutanchamuns Grab fand man Überreste von Flip Flops, und er war ein Mann.

Hier in Frankfurt regnet es jetzt Ende Juni gerade. Sind Havaianas für Sommerschauer geeignet?

In tropischen Ländern auf jeden Fall, denn die Flip Flops bestehen ja aus Gummi, man rutscht damit nicht so schnell aus. In Nordeuropa würde ich sie bei Regen eher nicht empfehlen.

Welche Länder müssen noch ohne Havaianas auskommen?

Wir arbeiten noch an Indien. China ist ein schwieriger Markt, die ganzen Kopien! Und in Russland sind wir auch noch nicht präsent. Die Russen gehören zwar in den Urlaubsorten Saint-Tropez, Marbella oder Ibiza zu unseren besten Kunden, aber das Klima arbeitet da leider gegen uns. Ohne Monobrand-Stores geht es auf dem russischen Markt nicht. Nur: Was machen wir dann mit so einem Flagship Store im russischen Winter?

Seit kurzem haben Sie einen echten Mitbewerber: Birkenstocks sind wieder angesagt!

Das ist nichts Neues, es gibt jedes Jahr einen Birkenstock. Mal sind es Crocs, dann Toms, dann Espadrilles. Es nimmt uns etwas vom Kuchen, aber das gehört zum Wettbewerb dazu.

Warum heißen Havaianas eigentlich Havaianas?

Als die Marke in den Sechzigern gegründet wurde, war Brasilien ein Dritte-Welt-Land und Hawaii für viele Brasilianer ein Traumziel. Die Strände, die Surfer – diesen Spirit sollten die Schuhe haben. Heute hat Brasilien das natürlich alles selbst.

Die Fragen stellte Jennifer Wiebking.



FOTOS: FAZ, HERSTELLER/©



## EINE WAHRE REVOLUTION IN DER KÜCHE

Der neue Quooker Fusion liefert ab sofort kaltes, warmes und kochendes Wasser aus einer Armatur. Ob Sie Tee oder Pasta zubereiten möchten, Tomaten häuten oder Pfannen reinigen; der Quooker hilft Ihnen unmittelbar und spart dabei Zeit, Energie, Wasser und Platz. Sie wechseln im Handumdrehen von kaltem zu gefiltertem kochenden (100°C) Wasser. Mit dem Doppel-Druck-Dreh-Mechanismus ist maximale Sicherheit gewährleistet.

Vom Erfinder des Kochend-Wasser-Hahns mit mehr als 25 Jahren Erfahrung.

Weitere Informationen erhalten Sie unter [www.quooker.de](http://www.quooker.de) oder 0211 30036995.

**Quooker**  
DER KOCHEND-WASSER-HAHN



**CL.1** Aus dem flachen Wasserhahn rieseln 40 Einzelstrahlen sanft über die Hände. Laut Hersteller Dornbracht ist der Entwurf von Sieger Design eine kulturelle Errungenschaft für unser Leben – es ist der erste Entwurf einer neuen Serie namens „Culturing Life“.



**EMERSO** Meisterstücke nennt Kaldewei seine Premium-Kollektion, zu der nun auch zwei Entwürfe des in Tel Aviv geborenen und in Paris lebenden Designers Arik Levy gehören. Das Ensemble braucht viel Platz, Waschtisch und Badewanne müssen frei im Raum stehen. Nur so kommt die Wanne mit ihrem leicht ansteigenden Rand zur Geltung.



**HANDMADE** Wie Porzellangefäße wirken die Becken und Wannen (Falper) von Michael Schmidt. Der Designer aus Ostfildern bei Stuttgart experimentiert mit ungewöhnlichen Materialien fürs Bad: Mal sind es Mineralwerkstoffe wie hier, mal ist es Beton, mal Leder.



**PETCHWORK** Fast rund sind Toilette und Bidet, die Piero Lissoni für den thailändischen Hersteller Cotto gestaltet hat. Dabei hat er auf den Rand verzichtet, weil es hygienischer ist. Die besonders großen Fliesen mit dezentem Muster gehören ebenfalls zur Kollektion.



**CUNA** Wie im Korb ruht Patricia Urquiolas Wanne (Agape), die aus einem thermoplastischen Kunststoff besteht. Die Designerin aus Mailand hat sich von alten Industrieleuchten inspirieren lassen, deren Glaskörper gehören ebenfalls zur Kollektion.



**SILENZIO** Wie ein Mauervorsprung wirkt das Waschbecken von Domenico de Palo (Antonio Lupi). Das Bassin aus Corian wird angeklebt und in der Farbe der Wand gestrichen. So fügt es sich in die Umgebung ein. Nur wegen des bläulichen Lichts fällt das Becken auf.

# FEUCHT GEBIETE

Früher waren Bäder oft wenig ansehnlich. Heute sind sie durchgestaltet wie kaum ein anderer Raum. Designer versuchen sich an Wannen, Becken und Toiletten. Eine Auswahl.

*Von Peter-Philipp Schmitt*



**NEOREST** Dusch-WCs stammen aus Japan. Doch nun werden Washlets – Toiletten mit Warmwasser-Reinigung – auch im Rest der Welt immer beliebter. Auf diesem Sitz von Toto, der sich vorwärmen lässt, saßen schon die Staatschefs beim G-7-Gipfel in Schloss Elmau.

**SILENZIO** Sanft fließt das Material vom präzisen Rand nach innen: So beschreibt die Berliner Designerin Anke Salomon ihre Bad-Kollektion aus Stahl-Email für Kaldewei. Die dazu gehörende Wanne kann sogar mit dem Raum verschmelzen, wenn sie in den Boden eingelassen wird, so dass nicht einmal mehr die zwei Zentimeter hohen Kanten hervorsteht.

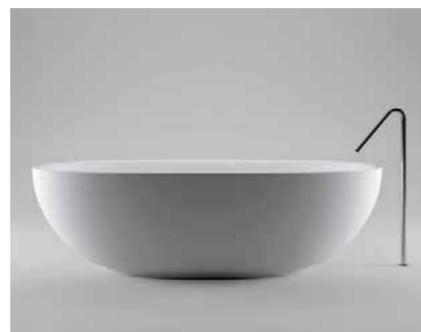


**T60** Eine Handbrause ohne Kopf haben die Designer des dänischen Büros Aarhus Arkitekterne (Vola) entworfen. Sie wollten den kreisrunden und besonders flachen Wasserspender – die Düsen sitzen unsichtbar in seinem Korpus – mehr ins Zentrum rücken. Darum lassen sie den schlanken Griff über die Brause mit ihrer glatten Oberfläche hinausragen.



**CLOSER** Mit seinem beweglichen Duschkopf, der an eine Schreibtischleuchte erinnert, will Diego Grandi (Zucchetti) das Bad zu einem „Ort des Wassers“ machen. Noch schafft das die orientierbare Brause nicht – sie kann aber auf 81 Zentimeter verlängert werden.

FOTOS: HERSTELLER



**FISHER ISLAND** Die erste der ovalen Badewannen aus dem Mineralienmisch Ceramilux steht tatsächlich in einem „Palazzo“ auf der namensgebenden Insel vor Florida. Nun bringt Boffi die dünnwandige Schale von Piero Lissoni auch für weniger luxuriöse Orte heraus.



**TALIS SELECT** Ein Druck auf die Armatur genügt, und der Wasserfluss wird gestartet oder gestoppt – zum Beispiel mit dem Ellenbogen, wenn die Hände schmutzig oder schon eingeseift sind. Der On-and-Off-Entwurf von Phoenix Design (Hans Grohe) spart zudem Wasser.



**SEN** Der Leitgedanke dieses Systems ist Linearität – das bedeutet der Name der ungewöhnlichen Armatur auf Japanisch. Der in Tokio lebende Franzose Gwenaél Nicolas hat das Wandelement, das zugleich Ablage und Handtuchhalter ist, für Agape entworfen.



# Eine Frau will nach unten

Anna Bader beherrscht die hohe Kunst des Wassersports – als eine der besten Klippenspringerinnen der Welt.

Von Bernd Steinle  
Fotos Daniel Pilar

**A**nna Bader sieht ganz klein aus. Es ist ein heißer Sommertag in Barcelona, blendend helles Licht, die Sonne knallt auf die Tribünen am Hafenbecken. Am Ufer erhebt sich ein gewaltiger Stahlgerüsturm, notdürftig mit Werbebannern verkleidet. Auf dessen Spitze, ganz oben, in 20 Meter Höhe, steht Anna Bader. Es ist ihr erster Sprung bei der Weltmeisterschaft. Sie macht ein paar Schritte nach vorne, ans Ende der Plattform. Dreht sich mit dem Rücken zum Wasser, beugt sich nach vorne, stützt sich auf die Hände und führt langsam die gestreckten Beine seitlich nach oben, bis sie sich schließen wie ein Tor. Sie verharrt im Handstand, den Körper unter Hochspannung. Wie eine Kerze ragt sie auf, reglos, wie erstarrt. Sekundenlang. Dann kippt sie in den Abgrund.

„Eigentlich“, sagt Anna Bader, „bin ich ja ein Schisser. Weil ich mich so lange und akribisch vorbereite, bis ich mir hundertprozentig sicher sein kann, dass alles klappt. Klar ist da immer ein Risiko, aber ich versuche, alle Risiken auszuschalten. Ich mache diesen Sport jetzt schon so lange, und ich will ihn gern noch ein paar Jahre länger machen.“ Dieser Sport, das ist das Klippenspringen. Ein Sport, der für Außenstehende verrückt aussieht. Klippenspringer stürzen sich aus Höhen hinab, in denen viele schon vom Runterschauen weiche Knie bekommen. In Wettkämpfen wie bei der Weltmeisterschaft 2013 in



Zwischen Himmel und Erde: Die Klippenspringerin Anna Bader lässt die Welt am Flückersee in Freiburg Kopf stehen.

# Eine Frau will nach unten

Barcelona springen die Männer aus 27 Meter, die Frauen aus 20 Meter Höhe. Ein „Schisser“? 20 Meter, das ist so etwa das achte Obergeschoss.

Der Flug der Klippenspringer dauert zwei bis drei Sekunden. Manchmal sieht es aus, als flögen die Springer dabei wie Spielzeug durch die Luft. Aber das täuscht gewaltig. Alles Zufällige ist daraus verbannt, jede Art von Fehler ist verboten. Eine falsche Bewegung, eine zu spät getroffene Entscheidung, eine winzige Abweichung vom Plan kann verheerende Auswirkungen haben.

Klippenspringer beschleunigen bei ihrem Fall schneller als ein Sportwagen. Wenn sie auf das Wasser treffen, tauchen sie mit einer Geschwindigkeit von 80 bis 90 Kilometern pro Stunde ein. Die Kräfte, die dabei auf sie wirken, sind so groß, dass die Athleten nicht wie sonst beim Wasserspringen kopfüber eintauchen – die Belastung für den Körper wäre zu groß. Sie schließen den Sprung mit einem sogenannten Barani ab, einem halben Salto. Die gestreckten Beine voran, die Arme seitlich angelegt, den Körper unter maximaler Spannung haltend, stechen sie kerzengerade ins Wasser wie ein Messer.

Angst? So würde Anna Bader das nicht sagen. Wenn sie erzählt, was sich vor einem Sprung innerlich abspielt, klingt das weder pathetisch noch überheblich oder kokett. Es klingt ganz normal. Keine raunende Beschworung der Gefahren, wie sie in vielen Extremsportarten heute zum guten Ton gehört. „Nach dem Winter“, sagt sie, „wenn ich viel drinnen trainiert habe und zum ersten Mal wieder in der Höhe bin, ist es schon ein komisches Gefühl. Oder wenn man neue Sprünge einübt. Da hat man schon immer Respekt. Aber das ist auch ein Schutzmechanismus. Damit man nichts auf die leichte Schulter nimmt.“ Einmal hat sie einen Sprung aus 21 Metern überdreht, das war 2006, bei einem Wettkampf in China. Sie verletzte sich am Steißbein. „Das hat schon ein bisschen länger weg getan.“ Sonst nur: blaue Flecken, ein paar Kratzer.

Sie weiß, wie sie ihren Körper fit hält, sie kennt die Schwachstellen: unterer Rücken, Knie, Adduktoren. „Ich habe ungefähr 2000 Übungen, die ich dafür mache.“ Sie erhält Tipps von erstklassigen Physiotherapeuten. „Die meisten Verletzungen passieren bei Leuten, die das unterschätzen, die im Urlaub einen hinter die Binde schützen, irgendwo runterspringen und ungünstig landen. Oder die nicht schauen, ob das Wasser tief genug ist.“ Wer professionell von Klippen und Türmen springt, wer dabei zu den Besten der Welt zählt, der weiß, was er tut.

„Es ist der erste Handstandsprung, den wir heute sehen“, sagt der Kommentator vor Anna Baders Sprung in Barcelona. „Ein schöner Sprung, er fließt einfach so dahin – wenn sie ihn richtig hinbekommt.“ Das tut sie. Mit gestrecktem Körper segelt Anna Bader durch die Luft, eineinhalb Salts, dann schießt sie in perfekter Haltung ins Hafenbecken. Sie hinterlässt nicht mehr als ein paar Spritzer und ein Blubbern. Die Sicherheitstaucher eilen heran, wie immer, da taucht Anna Bader schon wieder auf, lacht, gibt den Tauchern das Handzeichen: alles okay. Der Kommentator ist verzückt. „Wunderbarer Sprung, absolut wunderbar.“ Zwei Durchgänge stehen noch aus bei der WM, aber als die Wertungspunkte für den ersten Sprung bekanntgegeben werden, da steht hinter dem Namen Anna Bader: Rang eins.

Was geht vor in einem Menschen, der sich aus 20 Meter Höhe ins Wasser stürzt? Sich dabei dreht, windet, überschlägt? Alles Konzentrationssache? Oder ist da doch ein Gefühl des Fliegens, für wenige Augenblicke? „Es gibt Sprünge“, sagt Anna Bader, „die ich total genieße. Weil ich sie schon so lange mache und kann, keine Angst mehr habe. Dann genieße ich auch vorher die Aussicht und den Flug.“ Läuft alles perfekt, ist so ein Sprung wie ein Ausflug in die Schwerelosigkeit.

Klippenspringen verlangt nicht nur Mut, sondern auch Körperbeherrschung, Kraft, Präzision. „Ich bin da wie reingeboren, reingewachsen“, sagt Anna Bader. Sie fing früh an mit Turnen, ihre Mutter Angelika Kern war als Turnerin zweimal bei Olympia gewesen, 1968 in Mexiko und 1972 in München. Dazu kam die Lust am Springen, erst von Bäumen in den Baggersee, dann vom Sprungturm ins Becken. Mit 16 stand sie im B-Kader der Nationalmannschaft. Irgendwann fragte sie ein Springerkollege aus Luxemburg, ob sie nicht Lust habe, bei der



Europameisterschaft der Klippenspringer mitzumachen. Sie hatte. Fuhr in die Schweiz und wurde Europameisterin. Das war 2005. Anna Bader hatte ihren Sport gefunden.

Sie arbeitete sich nach oben, buchstäblich, über Jahre. „Ich bin da ganz methodisch“, sagt sie. „Kann man sich nicht vorstellen, ist aber so.“ Sie sprang aus 13 Metern, dann aus 15. „Und dann habe ich gedacht, wenn ich einmal bei der EM alle Sprünge wie die Männer aus 20 Metern machen kann, das wär’ ein Traum.“ Früher waren bei Wettkämpfen wie der EM kaum Frauen am Start, die siebenfache Europameisterin Anna Bader hatte bei ihren Titelgewinnen mal drei Konkurrentinnen, mal nur eine. „Jetzt sieht man, dass da auch Frauen springen, jetzt geht die Entwicklung bei anderen schneller voran.“

2013 in Barcelona wurde erstmals ein Weltmeistertitel im Klippenspringen vergeben. Ihre Sprünge dort zählten zu den schwierigsten überhaupt. Heute haben andere aufgeholt, zeigen dieselben Sprünge in ähnlicher Qualität. Und sie muss sich wieder was Neues ausdenken. „Der Schwierigkeitsgrad ist krass gestiegen.“

Für Anna Bader ist Klippenspringen aber mehr als Punkte, Platzierungen, Medaillen. Sie liebt den Lebensstil, die Atmosphäre, die weniger verbissen ist als im klassischen Wettkampfsport. Freier, abenteuerlicher, ungebundener. Und sie liebt die artistische Seite, das künstlerische Element. Drei Jahre lang ist sie in Macau in der größten



Freiburg ist ihre Heimat – die Granitfelsen in Ponte Brolla im Tessin zählen zu Anna Baders Lieblingsspots. Foto: dpa

Wassershow der Welt aufgetreten, „The House of Dancing Water“, entworfen von Franco Dragone, der 13 Jahre lang der kreative Kopf des Cirque du Soleil war, ehe er begann, auf eigene Faust zu arbeiten. In „The House of Dancing Water“ wirken fast 100 Künstler mit, es gibt verblüffende Effekte und atemberaubende Tanz- und Akrobatikakte, es ist ein Kunstwerk aus Bewegung, Licht, Musik, Kostümen, Bühnentechnik. „Wenn man Artist ist, will man dort arbeiten“, sagt Anna Bader. „Es ist immer ein Traum von mir gewesen, zum Zirkus zu gehen.“ Für die Show wurde eigens ein Theater für 2000 Zuschauer entworfen, als Teil eines gewaltigen Unterhaltungszentrums. Sein Name: „City of Dreams“.

Als Anna Bader in Barcelona nach dem letzten Sprung aus dem Wasser steigt, ist ihr die Enttäuschung anzumerken. Da ist klar: Sie wird eine Medaille gewinnen. Aber es wird nicht die goldene sein. Der letzte Sprung lief nicht ganz wie gewünscht, Anna Bader wird am Ende Dritte, beste Europäerin. Mit ein bisschen Abstand ist sie trotzdem glücklich mit Bronze. Zumal der WM-Wettkampf, im Fernsehen übertragen, in Zeitungen beschrieben, vor perfekter Kulisse inszeniert, gewaltiges Interesse weckt am Klippenspringen. Seither ist immer mal wieder vom nächsten Schritt die Rede, vom Zauberspruch jedes Sportlers. Von Olympia.

Ein Juni-Tag in Freiburg, Anna Bader ist ins Westbad gekommen, in ihre Trainingsstätte. Sprünge aus 20 Meter Höhe zu trainieren ist nicht so ganz einfach, aus vielerlei Gründen, angefangen mit der Sicherheit. Deshalb feilt Anna Bader oft an einzelnen Elementen, Anlauf, Absprung, Drehungen, Salts, Eintauchen, von den verschiedenen Plattformen des Sprungturms im Westbad aus. Zudem arbeitet sie in einer Wassersprung-Show bei Lyon, das Bad dort hat einen Absprungpunkt in 23 Meter Höhe. „Das ist perfekt für mich. So habe ich die Möglichkeit, die Höhe zu trainieren und ein bisschen Geld zu verdienen. Was ja auch nicht schadet.“

Klippenspringen ist weder Fußball noch Formel 1, von Startprämien, Preisgeldern und anderen Einkünften lässt sich leben, nicht aber für später vorsorgen. Deshalb hat sich Anna Bader parallel zum Sport eine berufliche Perspektive in einer anderen Welt aufgebaut. Sie studierte Geographie und Englisch auf Lehramt und hat schon begonnen, als Referendarin an einem Gymnasium zu arbeiten. Es war ein Sprung der ungewöhnlichen Art für sie – vom Klippenspringen ins Klassenzimmer. Das Doppelleben ließ sich zunächst gut an, sportlich wie schulisch. Im vergangenen Sommer aber merkte sie, dass ihr die Zeit für das Training fehlte, dass die Sicherheit bei den Sprüngen litt. Und das nervte. Vor allem, weil da noch dieses eine Ziel war: die Weltmeisterschaft 2015 in Kasan (Russland), Anfang August.

Also stellte sie einen Antrag auf ein Jahr Auszeit, packte all die Glückwunschscheiben nach WM-Bronze von Bundeskanzlerin und Ministerpräsidenten mit ein – und darf nun bis September pausieren. Seither widmet sie sich ganz dem Sport. Bei den internationalen Wettkämpfen zuletzt wurde sie Zweite und Vierte. „Manchmal träume ich schon davon, in Kasan zu gewinnen, das wäre der Hammer“, sagt Anna Bader. „Aber wenn man sich darauf versteift, verzettelt man sich und will unbedingt. Und auf einmal ist man so borstig, dass gar nichts mehr klappt.“ Ihr Wohl und Wehe hängt nicht am Gewinn einer Goldmedaille. „Die WM ist nur ein Tag, jeder Sprung dauert drei Sekunden. Das Vorbereiten darauf, das gemeinsame Basteln an Sprüngen mit Freunden – das ist das, was am meisten Spaß macht.“

Und dann, nach Kasan? Klippenspringen oder Klassenzimmer? Anna Bader hat eine Art Zuhause gefunden im Badischen, sagt sie, einen Freundeskreis, sie fühlt sich verwurzelt dort. Auf der anderen Seite hat sie der Lebensstil in der Zeit in Asien geprägt, die Inspiration durch die Gemeinschaft mit anderen Springern. „Die Freundschaften, die Gruppe, mit der ich da gearbeitet habe, das bleibt. Das kann ich nicht einfach so wegschließen und sagen: Okay, jetzt fang’ ich ein normales Leben an.“

In diesem Jahr wird Anna Bader 32 Jahre alt. „Ich springe, so lange es mir Spaß macht“, sagt sie. „Man merkt ja, wenn der Körper sagt: Das ist mir eine Nummer zu krass. Dann lass ich’s.“ Sagt er aber nicht. Der Reiz des Klippenspringens ist ungebrochen. Also wird sie es weiter so halten wie bisher. „Ich versuche, nicht so lange Pläne für die Zukunft zu machen“, sagt Anna Bader. „Das funktioniert meist sowieso nicht richtig.“

MOOD →



Schönen Fahrrädern wie diesem von Foffa kann man eigentlich nichts mehr hinzufügen. Gut, dass es sie gibt – und dass man sie trotzdem noch mal vor Quallenwänden zeigen kann.



Ingwer macht sich nicht nur im Tee gut, sondern auch als Sirup im Drink. (Morris Kitchen)



Sie haben schon alles? Aber bestimmt noch keine Mini-Skulptur des eigenen Hauses. Chisel & Mouse kümmert sich darum.



Charlotte Olympia, Sophia Webster, Nicholas Kirkwood, jetzt Chrissie Morris. Hat man es als Brite leichter, schöne Schuhe zu fertigen?



Der Designer Cristian Zuzunaga lebt zwischen Barcelona und London und entwirft Decken: je mehr, desto besser.



Schwer zu sagen, ob die Weste ein Comeback vor sich hat. Wenn ja, dann ist man mit einem Modell von Dornschild, die sich auf dieses eine Teil konzentrieren, schon vorbereitet.

Wenn alles zu viel wird ...

... nimmt man das Buch der Strategie-Experten Donald Sull und Kathleen Eisenhardt zur Hand. „Simple Rules: How to thrive in a complex world“ (John Murray/ab Herbst auf Deutsch bei Ullstein) fängt oben an, bei dem gelungenen Leben von Leo Tolstoi, bei Firmengründungen nach der Methode Steve Jobs, bei Mount-Everest-Besteigungen. Klingt ganz einfach.

Warum zum Fahrradfahren doch noch etwas zu sagen ist:

Weil es nicht nur gefühlt so beliebt ist wie schon lange nicht mehr, sondern wirklich. Zumindest in Großbritannien, laut Zahlen des britischen Verkehrsministeriums. 5,23 Milliarden Kilometer schafften die Briten 2014 auf dem Fahrrad, so viel wie im vergangenen Vierteljahrhundert nicht mehr.



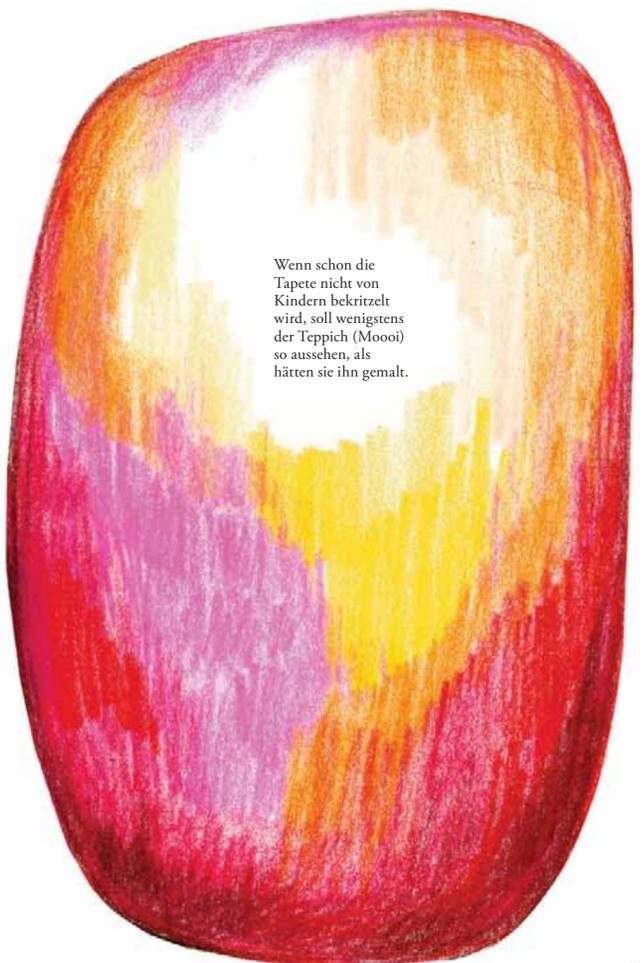
Wenn Petite Meller singt, bekommen Frauen am Schreibtisch gute Laune. Die kleine Französin macht Mädchen-Musik, im allerbesten Sinn.

# 024

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von Jennifer Wiebking



Den Fannesbech-Gürtel muss man sich zwar auch erst mal zulegen, aber dann braucht man keine Tasche mehr.



Wenn schon die Tapete nicht von Kindern bekrizelt wird, soll wenigstens der Teppich (Moosoi) so aussehen, als hätten sie ihn gemalt.

MUT →



Links: Eine Gartendruckpumpe schießt eine drei Millimeter dicke Fontäne mit Druckluft von unten nach oben. Von oben fällt ein Tropfen auf den Wasserstrahl herab. Die Farbigkeit entsteht durch Doppelbeleuchtung: Das Wasser ist mit Milch versetzt und wird zuerst mit einem grünen Blitz angeleuchtet, fünf Millisekunden später mit einem blauen Blitz; es sind also zwei verschiedene Stadien zu sehen. Zur Erklärung des oberen Bilds siehe die übernächste Doppelseite.



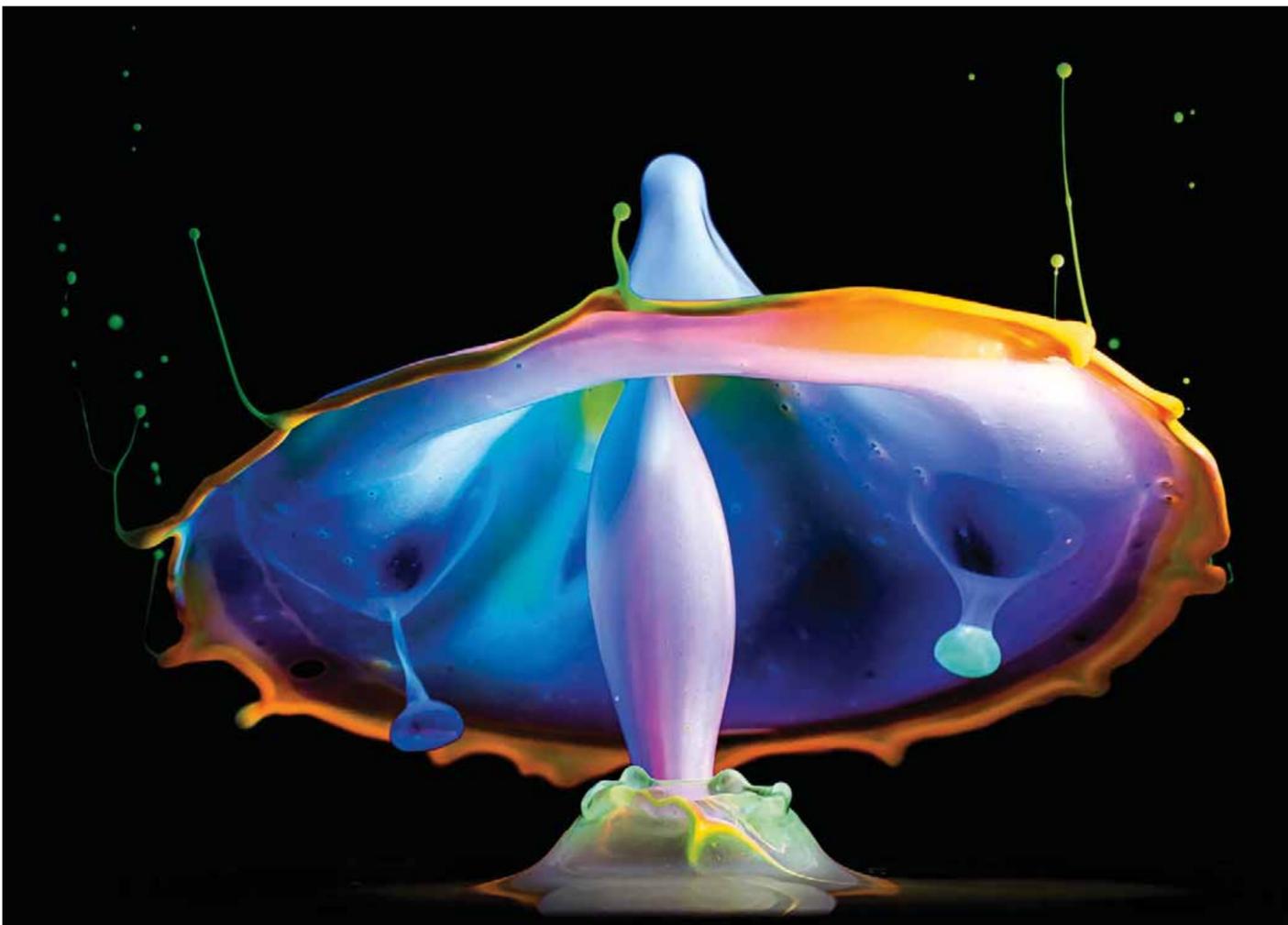
Markus Reugels ist beim Thema Wasser in seinem Element. Der Fotograf aus Bayern nimmt Tropfen auf: in schillernden Farben und bizarren Formen. Uns hat er seine schönsten Motive geschickt.

# LIQUID

# LIQUID

Der aufplatzende Effekt  
entsteht durch die späte  
Auslösung: Die Form fällt  
auseinander. Zur  
Erklärung dieses Fotos  
siehe nächste Doppelseite.





Alle Fotos (bis auf das erste): Ein Tropfen fällt herab und bildet auf dem Wasser eine Krone. Gleichzeitig wird die Fontäne gezündet. Von oben fällt schon der neue Tropfen und kollidiert mit der Fontäne. Der Farbeffekt entsteht durch die Fontäne, die aus vier bis fünf fluoreszierenden Farben gemischt und dann mit UV-Blitzen angeblitzt wird. Wird der fallende Tropfen nicht genau mittig platziert, kippt die Form nach hinten und gibt den Blick frei (oben links und rechts); teils fallen Tropfen durch den Schirm. Die Cocktailglas-Form (links) entsteht durch den höheren Druck, mit dem der Strahl von unten auf den Tropfen trifft. Die Tentakel gehen nach oben. Beim Bild oben rechts ist noch ein Schluck Milch dabei – daher die Fettaggen.

## Markus Reugels über Tropfen

*Herr Reugels, Sie sind hauptberuflich Parkettleger. Wie kamen Sie darauf, Tropfen zu fotografieren?*  
Zur Geburt meines Sohnes vor sieben Jahren habe ich mir eine Spiegelreflexkamera gekauft. Dazu habe ich mir dann viel im Netz angesehen. Eines Tages sah ich das Bild eines Wassertropfens, und ich dachte mir: Das probierst du auch einmal!

*Wie sind Sie das angegangen?*  
Zuerst habe ich Wasser in einen Plastikbecher gegeben, mit einem Zahnstocher ein Loch reingestochen und das Wasser in eine Salatschüssel tropfen lassen. Kamera aufs Stativ, Blitz daneben und Hunderte Aufnahmen gemacht.

*Ist eine Serienaufnahme mit Blitz überhaupt machbar?*  
Nein, ein Blitz braucht zu lange zum Nachladen. Das Bild wird nur über die Abbrenndauer des Blitzes eingefroren, die Verschlusszeit ist irrelevant. Ich nehme eine Verschlusszeit von 1/160, damit funktioniert der Funkauslöser für den Blitz am besten. Die Abbrenndauer des Blitzes selbst liegt bei 1/25.000 Sekunde, diesen Zeitraum sieht man letztlich im Bild. Das Licht ist das Wichtigste. Ein schlechter Tropfen mit gutem Licht ist besser als ein guter Tropfen mit schlechtem Licht.

*Wie fanden Sie den richtigen Zeitpunkt zum Abdrücken?*  
Trial and Error. 200 Millisekunden sind das Zeitfenster. Da braucht es 100 Aufnahmen, bis mal eine gute dabei ist. Ich habe mir Infusionsbesteck aus der Apotheke geholt, um die Tropfengeschwindigkeit zu regulieren, das ging recht gut.

*So einfach lassen sich diese aberwitzigen Formen festhalten?*  
Nein. Um die Ausbeute zu steigern, bin ich auf eine Lichtschranke umgestiegen, später auf einen Mikroprozessor mit Magnetventilen. Ich nutze heute bis zu sieben Ventile zum Tropfen. Denn mit einfachen Mitteln bekommt man nur Wellen oder Kreise: Der Tropfen hat gerade eingeschlagen, und es bildet sich eine Säule. Die Pilzformen bekommt man erst mit dem zweiten, dritten Tropfen. Manuell verschiedene Formen erzeugen zu können, das war schon ein Highlight.

*Fallen die Tropfen denn immer so, wie Sie wollen?*  
Zu 95 Prozent bekommt man nicht das Bild, das man sich vorstellt. Ich verdicke mein Wasser, dadurch wird es dehnbarer, und die Form existiert länger. Ich passe die Parameter Viskosität, Temperatur, Fallhöhe dauernd an. Aber das sind alles nur Anhaltspunkte. Ich kann nichts reproduzieren: Beim nächsten Mal kommen ganz andere Bilder heraus.

*Wie wissen Sie, wann das Wasser die richtige Viskosität hat?*  
Man muss sich herantasten. Wasser ist zu flüssig und formt zu viele Spritzer. Mit Guarkernmehl oder Natriumalginat bringe ich es auf die Dicke von Milch oder Sahne. Das sind Stoffe, die auch in der Kosmetik oder der Molekularküche zum Verdicken genutzt werden. Man kann auch Kartoffelstärke nehmen, aber die muss man erst zum Kochen bringen. Die Formen werden dann größer und ruhiger, sie können sich länger ziehen, das klebt fast schon. Wenn ich Tropfen über Membranschwingungen erzeuge, also wenn ich die Farbe zum Hüpfen bringe, nutze ich Tapetenkleister, das ist eine richtige Pampe. Aber zum Tropfen ist Sahneconsistenz besser. Wenn's dicker ist, bekommt man keine Tropfen, sondern Fäden.

*Warum nehmen Sie nicht gleich Milch?*  
Milch ist gut zum Anfängen. Damit bekommt man schöne Formen. Man muss sie auch nicht einfärben, sondern mit einer Folie auf dem Blitz anleuchten. Ist die Folie rot, ist die Milch auch rot. Aber Achtung: Fettaggen!

*Und wie färben Sie das Wasser ein?*  
Am besten mit Acryl- oder Lebensmittelfarbe. Für den Hintergrund nutze ich farbliche Folien auf den Blitz. Ein Blitz von der Seite arbeitet die Konturen heraus. Manchmal nutze ich simultan drei bis fünf Blitze.

*Die Fragen stellte Florian Siebeck.*

Mehr Bilder und ein Video von der Arbeit des Fotografen unter [www.faz.net/tropfen](http://www.faz.net/tropfen)

# LIQUID



Im Herzen der Pilgerstätte: Walter Müller spielt die Orgel in der Rosenkranzbasilika.



Zeichen der Hoffnung: Pilgerin Angela Röder berührt den Stein in der Grotte Massabielle, in der Bernadette ihre Marienerscheinungen hatte.

# Im Wunderland

Sechs Millionen Menschen pilgern jedes Jahr nach Lourdes. Sie glauben an die Muttergottes – und an die heilende Kraft des Wassers aus der Grotte.

Von Mona Jaeger  
Fotos Rainer Wohlfahrt

GEGRÜSSET SEIST DU, MARIA,  
VOLL DER GNADE

Es hat geregnet über Nacht, die Straßen von Lourdes sind nass. Angela Röder steht vor der Rosenkranzbasilika. Ihre Lippen sind schmal, ihr Blick ist ernst. Gedanken arbeiten in ihr. Am Abend zuvor war sie noch an der Grotte. Es war schon dunkel und kalt. Sie hat sich die Mauer entlang gedrückt, vorbei an den Hähnen, aus denen das heilende Wasser fließt, sich durch den Bauzaun geschlängelt, um zu ihr zu kommen, zur Heiligen Muttergottes. In einem weißen Gewand, mit blauem Gürtel und Rosen auf den Füßen stand sie da. Niemand sonst war dort. Angela Röder kniete vor ihr nieder, die Hände gefaltet. Die Gottesmutter ganz groß, Angela Röder ganz klein. Sie betete. Dass die Arthrose in ihrer linken Hand bald wieder verschwinde und dass ihr Enkel doch noch getauft werde. Dann schlug sie das Kreuz. Die Heilige Muttergottes lächelte sie an, so wie sie jeden Pilger anlächelt, der zu ihr an die Grotte kommt. Angela Röder blieb noch einen Augenblick dort stehen. Würde sich ihr Wunsch erfüllen, ein Wunder geschehen?

DER HERR IST MIT DIR.

Denn so war es ja schon einmal gewesen. Vor 15 Jahren sagte ihr Arzt, in sechs Jahren würden ihre Nieren versagen und sie müsse an die Dialyse. Das erste Jahr mit der Diagnose war schlimm, das zweite brutal, das sechste fast unerträglich. Dann fuhr sie mit einer Pilgergruppe nach Lourdes, einem kleinen Ort am Fuße der französischen Pyrenäen. Sie ging oft in die Heilige Messe, trank von dem heilenden Wasser und ging in die Bäder. Als sie aus dem Steintrog stieg, musste sie sich nicht abtrocknen, sagt sie. Und die Sonderbarkeiten gingen weiter. Zu Hause musste

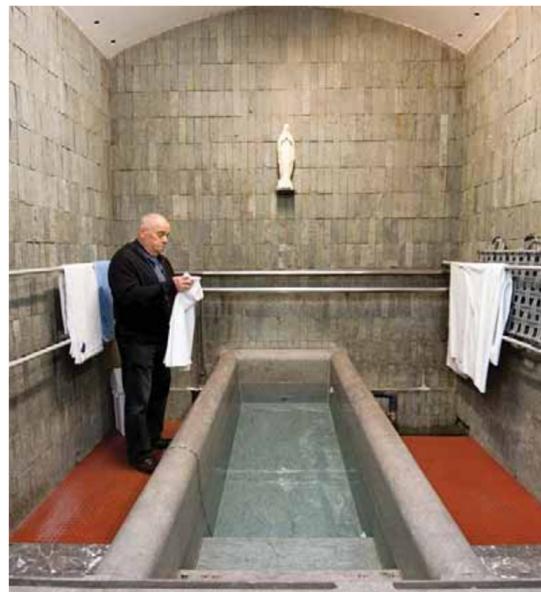
der Arzt seine Diagnose revidieren. Plötzlich funktionierten die Nieren wieder. „Der Glaube versetzt manchmal Berge“, sagte der Arzt. „Das war mein persönliches Wunder“, sagt Angela Röder. Um es festzuhalten, dieses kostbare Geschenk, fährt sie seither, so oft es geht, mit den Maltessern, einer katholischen Hilfsorganisation, in den Wallfahrtsort. Angela Röder ist gebürtige Polin, sie ist schon an viele heilige Orte gereist, stand vor vielen Kreuzen. Aber Lourdes sei etwas Besonderes, sagt sie und blickt über die Esplanada, den großen Platz, der sich vor der Rosenkranzbasilika erstreckt. Noch sind hier nicht viele Pilger unterwegs, die Saison hat erst begonnen. Nur die Hälfte der Andenkenläden, aus denen die Innenstadt von Lourdes nahezu ausnahmslos besteht, hat schon geöffnet. Sie verkaufen zu jedem Souvenir, zu jedem Plastikkanister, Holzkreuz und Metallanhängerchen auch eine Hoffnung: Greif zu, packe dein Glück, vertraue auf Gott! So blinkt es von Leuchtreklamen, so säuseln die Lautsprecher. Die kleinen Kerzen, mit denen die Gläubigen das Licht in die Welt tragen können, kosten 50 Cent, die großen zwei Euro. In Lourdes geht es nicht nur um den Glauben, sondern auch immer um das Geschäft. Der Bischof der Diözese ist fast so etwas wie der Vorstandsvorsitzende eines Wirtschaftsunternehmens mit Milliardenumsatz.

DU BIST GEBENEDEIT UNTER DEN FRAUEN.

Die Pilger stört der Kommerz meist nicht. Entweder haben sie sich an ihn gewöhnt, denn die meisten waren schon oft in Lourdes. Oder sie wissen, wer zuerst da war und vermutlich länger bleiben wird – nämlich sie. Die ersten Pilger kamen im Frühsommer 1858, da war das erste Wunder noch ganz frisch. Bernadette Soubirous war die Tochter eines armen Müllers. Ihr erschien an einem Tag im Februar beim Holz sammeln in einer Nische oberhalb der Grotte Massabielle eine weiß gekleidete Frau. Sie bat



Ein Ort des Glaubens: Viele Wallfahrer erhoffen sich von ihrem Besuch in Lourdes ein Wunder – und fürchten es zugleich.



Bilder einer Wallfahrt: In der Krypta der oberen Basilika steht ein Porträt von Bernadette, die Badeklausen sind für die Pilger angelegt.

## Im Wunderland

um insgesamt 18 Treffen, und sie sprach zu ihr: „Ich bin die unbefleckte Empfängnis.“ Der Pfarrer war, als Bernadette ihm davon berichtete, zutiefst erschüttert. Denn erst vier Jahre zuvor hatte Papst Pius IX. das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis Mariens verkündet, und Bernadette konnte davon nicht gewusst haben. Das 14 Jahre alte Mädchen wurde verhört wie eine Verbrecherin, bis man es endlich als Seherin anerkannte. Seliggesprochen wurde es 1925, heiliggesprochen 1933 von Papst Pius XI. Da kamen die Pilger schon in Scharen zur Grotte Massabielle. Über sie baute man die Rosenkranzbasilika mit einem runden Hauptschiff. Und über alles blickt die Gottesmutter, mit ausgestreckten Armen, Engelsköpfen und der Inschrift „Par Marie à Jésus“ – „Durch Maria zu Jesus“.

UND GEBENEDEIT IST DIE FRUCHT DEINES LEIBES, JESUS.

Es hat einige Zeit gedauert, bis Thomas Ohm zu Maria und Jesus fand. In seinem ersten Leben war er Polizeibeamter – und evangelisch. In seinem zweiten Leben arbeitet er haupt-



Zum Mitnehmen: Ein Pilger füllt Quellwasser ab.

beruflich für die Malteser. Er konvertierte zum Katholizismus, er fühlte sich dort aufgehoben, nur das Knien in der Kirche fiel ihm schwer. Dann fuhr er als Betreuer mit den Maltesern nach Lourdes. Eines späten Abends nahmen ihn dort ein paar erfahrene Pilger mit zum „Grötteln“. In der Dunkelheit gingen sie gemeinsam zur Felsnische. Thomas Ohm sah die Statue der Jungfrau Maria. Als er das nächste Mal auf die Uhr schaute, war eine halbe Stunde vergangen, und er kniete. Er erinnerte sich nicht, was geschehen war. Ein Wunder?

Thomas Ohm blickt aus dem Fenster. Seit vielen Jahren leitet er nun die Pilgerfahrten der Malteser in der Diözese Paderborn nach Lourdes, so auch dieses Mal. 800 Männer und Frauen sitzen in dem Sonderzug, der von Ostwestfalen bis an die französisch-spanische Grenze fährt. Ohm bereitet seine Pilger gut vor, schickt ihnen eine Pilgerkarte, einen Kofferanhänger für ihr Gepäck, und er sagt ihnen: Erwartet bloß keine Wunder! „Das Wunder ist doch“, sagt Ohm, „dass wir hier alle in diesem Zug sitzen und uns auf die Reise machen.“

Hat er Angst? Vor dem Wunder? „Vielleicht ein bisschen Furcht.“ So geht es vielen im Zug. Die Furcht scheint zu wachsen, je näher die Pilger dem Ort des Rätsels kommen. Was wäre, wenn wirklich jemand wieder gehen könnte, der vorher im Rollstuhl saß? „Es wäre ein Schock“, sagt Ohm und meint das genau so. Nichts wäre mehr so wie vorher. Der Glaube ist die Vorstellung, das Wunder wäre die Realität.

HEILIGE MARIA, MUTTER GOTTES,  
BITTE FÜR UNS SÜNDER.

Die Pilger hoffen natürlich trotzdem auf die Erfüllung ihrer Wünsche, der kleinen und großen Träume. Wenn man in die ersten drei Waggons des Zuges geht, erfährt man davon. Dort liegen die Schwerkranken, Schwachen, Pflegebedürftigen. Manche können kaum mehr sprechen, andere ringen um jeden Atemzug. Aber: Sie freuen sich. Wie Maria Weritz, eine kleine Frau mit freundlichen Augen und wasserdicken Beinen. Als sie im Jahr 1981 zum ersten Mal nach Lourdes fuhr, übernachtete sie noch in einem normalen Abteil mit fünf anderen Frauen. Einige Jahre später musste sie ins Liegeabteil. Jetzt ist sie im Lazarettwagen. Eine Frau von den Maltesern, in grauem Kleid und mit weißer Haube, hält ihr die Hand. Vor ein paar Monaten hatte Maria Weritz eine Lungenentzündung und einen Herzstillstand – und als sie im Krankenwagen lag, war ihre einzige Befürchtung, dass sie nicht nach Lourdes mitfahren könnte. Jeden Monat hat sie einen Teil ihrer

kargen Rente gespart, um die Reise zu bezahlen. Woher kommt diese Hoffnung auf Besserung, wenn es einem doch selbst immer schlechter geht? „Ich habe es schon so weit geschafft. Jetzt will ich der Muttergottes dafür danken.“

Dann hebt der Chor an. Der Zug muss einen längeren Stopp einlegen, auf dem Bahnsteig von Toulouse haben sich Malteser mit Akkordeon, Saxophon und Gitarre aufgestellt, viele Pilger singen dazu. Maria Weritz, die gerade noch nach jedem zweiten Wort Luft holen musste, richtet sich auf. Eine Dame hilft ihr. Zusammen gehen sie ans offene Fenster des Waggons, ganz langsam. Maria Weritz legt ihre rechte Hand auf die Scheibe, ihre Finger bewegen sich im Takt, fast unmerklich. Sie lächelt.

Auch die restlichen Stunden der Fahrt bis an die Pyrenäen steht sie durch. In Lourdes wird sie mit den anderen Pflegebedürftigen ins Accueil Notre-Dame gebracht, ins Krankenhaus. Einige der Malteser, mehrere Ärzte und ein Priester kümmern sich dort um sie. Das Accueil liegt gegenüber der Grotte, kein Hotel ist näher an der Muttergottes. Beim Baden werden die Kranken vorgelassen, in der Heiligen Messe sitzen sie ganz vorne. Der Bischof segnet sie. Davon zehren sie ein ganzes Jahr. Bis sie wiederkommen.

JETZT UND IN DER STUNDE UNSERES TODES.

Wie oft werden sie in dieser Zeit das Gebet murmeln: Herr, unser Gott. Wir bitten dich, erhöre uns. Jetzt dürfen sie es noch einmal laut hinausrufen, mit Hunderten weiteren Pilgern. Männer, Frauen und Kinder aus Italien, Frankreich und Spanien haben sich der Gruppe aus Paderborn angeschlossen. Sie feiern die erste Lichterprozession des Jahres. Sie folgen dem weiß leuchtenden Kreuz, das ein Geistlicher der Gruppe voranträgt, schützen mit der Hand ihre Kerzenflammen gegen den Wind, beten laut: Herr, unser Gott. Wir bitten dich, erhöre uns. Der Wind bläst die Flammen immer wieder aus. Immer wieder zünden die Pilger sie an. Sie geben nicht auf. Auch Angela Röder kämpft mit dem Licht. Sie dreht sich nach links, nach rechts, wartet auf eine windstille Sekunde. Ihr Feuerzeug macht klick, klick. Die Frau, deren Nieren nach einem Bad in heiligem Wasser gesund geworden sind, aber deren Hand noch immer schmerzt, hofft weiter. Sie hat keine Furcht. Klick, klick. Da fängt die Kerze endlich Feuer.

Wer Wunder sehen will, wird sie sehen. In Lourdes und überall.

AMEN.

„Edelstahl ist wie ein Diamant, das Material bleibt ewig edel.“

Lizzy Heinen



Indoor- und Outdoormöbel,  
Accessoires und mehr.  
Gratis Katalog anfordern  
Fon +49 (0) 23 09 76 890  
[www.lizzy-heinen.de](http://www.lizzy-heinen.de)

Edles  
aus  
Edelstahl



# WASSER MUSIK

Durch Europa fließen Töne: Viele Hafenstädte sind zu Szene-Metropolen geworden – weil sie frei, offen und international sind. *Von Philipp Krohn und Ole Lödning*

## LIVERPOOL

Es sah alles so gut aus für Liverpool in den frühen Sechzigern. Von den 5000 Skifflebands in England stammen 700 aus der Hafenstadt an der Merseymündung. „So ferry, cross the Mersey. 'Cause this land's the place I love. And here I'll stay“, singt Gerry Marsden mit den Pacemakers 1965. Der Fluss gibt einem Stil seinen Namen: Merseybeat. An Marsdens Song kommen viele nicht vorbei. Auch Holly Johnson hat ihn für das Debütalbum seiner Liverpoolscher Band Frankie Goes To Hollywood 1984 aufgenommen. „Nicht freiwillig. Ich mochte den Song nicht, denn wenn du Teenager bist, lehnt du deine Lokalszene irgendwie ab.“

Der Mersey aber ist und bleibt eine geografische Marke von größter Bedeutung. Auch das Verhältnis zu der Band OMD, die zur selben Zeit wie Johnson den Durchbruch schafft, ist dadurch bestimmt: „Sie waren nicht Teil unserer Szene, weil sie von der anderen Seite des Flusses kamen.“ Bis heute prägt die Trennung durch den Fluss die Musikszene.

Höchste Zeit also, sich zum Ufer des Mersey aufzumachen. Fast alles, was die Stadt Liverpool an Kultur zu bieten hat, liegt in dessen Nähe: der legendäre Cavern-Club, die Kunsthalle oder das Museum „The Beatles Story“ im alten Hafenbecken. „Der Hafen spielte eine gewaltige Rolle“, sagt John McNally, der vor 58 Jahren The Searchers gegründet hat, eine der bis heute bestehenden Bands aus dieser Ära. „Von dort bekamen wir neue Platten und haben so Johnny Cash und Hank Williams weit vor ihrer Veröffentlichung in Großbritannien gehört.“

So wie Gerry And The Pacemakers, die Beatles und viele andere werden McNally und seine Mitsstreiter in den frühen sechziger Jahren nach Hamburg verschifft. Auf den Bühnen der deutschen Hafenstadt reifen sie zu international anerkannten Popmusikern. Und das Heimweh ist erträglich: An der Elbe fühlen sie sich fast wie am Mersey. Weil London aber zur dominanten Popstadt der Insel wird, verliert Liverpool bald seinen Rang. Dennoch entstehen immer wieder aufregende Bands wie Echo And The Bunnymen, The Boo Radleys oder Apollo 440.



„Und hier bleib' ich“: Fähre über den Mersey

## HAMBURG

Wenig ist schöner als morgens um fünf nassgeschwitzt und noch mit wummernden Beats im Ohr aus dem Goldenen Pudel Club in Hamburg an die Elbe zu stolpern. Der Blick geht über den Hafen: links die Landungsbrücken, rechts der Fischmarkt. Im Hintergrund gewaltige Verladeanlagen, Docks, Schiffe. „Und die Container, die fallen unter grandiosem Gepolter in den hungrigen Bauch eines uralten Frachters, und mein Herz, es poltert auch“, singt der Songwriter Gisbert zu Knyphausen in seinem Song „Kräne“ über diesen Anblick.

Musik und Hafen gehören in Hamburg seit jeher zusammen. Vor allem, weil Matrosen und Händler aus aller Herren Ländern immer wieder neue musikalische Ideen an die Elbe bringen. „In einer Hafenstadt ist es freier als in anderen Städten“, sagt die Bluessängerin Inga Rumpf. „Es sind mehr Menschen aus anderen Ländern da, die Toleranz ist größer gegenüber anderen Hautfarben, Religionen und Einflüssen.“

Diese Atmosphäre trägt dazu bei, dass die angloamerikanische Skifflemusik von den späten fünfziger Jahren an in Hamburg auf offene Ohren trifft. Während der Rest des Landes noch Schlagermusik hört, beginnt in Hamburg die Rock'n'Roll-Revolution. Hier spielen fünf Musiker aus Liverpool stundenlang vor besoffenen, amüsierten Seemannern und entwickeln sich zu den Beatles. Hier gründet Achim Reichel, weil er englische und amerikanische Bands in den Clubs der Reeperbahn erlebte, die Rattles, eine der ersten deutschen Beatbands. Mit seinen Songs weist er Rockmusikern wie Udo Lindenberg den Weg. Später sind es Kneipen in Elbnähe wie das Krawall 2000, in denen Punk und New Wave weiterentwickelt werden. Auch die Hamburger Schule der neunziger Jahre mit Bands wie Kolossale Jugend und Die Sterne, der Hamburger Hip Hop oder Gegenwarts-künstler wie die Indieband Trümmer sind in Elbwasser getränkt.

Heute ist der Containerhafen ein computergesteuertes Hochsicherheitsgebiet, sturmerprobte Matrosen trifft man selten, und neue Platten kommen übers Internet. Dennoch lässt sich in Clubs wie dem Golden Pudel weiter Abseitiges, Internationales, Gemeinsames entdecken.



Offen für alles: Abend an der Elbe

## ANTWERPEN

Popcorn ist eine der erstaunlichsten Subkulturen in Europa. Ihre Entstehung ist untrennbar mit dem Antwerpener Hafen verbunden. In den frühen siebziger Jahren entsteht in Bauernhäusern vor den Toren der Stadt eine Tanzbewegung, die sich dadurch auszeichnet, dass die meisten Schallplatten in falscher Geschwindigkeit abgespielt werden. Kaum bekannte Soul- und Funksingles werden aufgelegt und auf 33 Umdrehungen in der Minute verlangsamt. Dazu wird Blues getanzt oder halb-nackt Stage-Diving betrieben. Die Vorliebe für wenig gängige amerikanische Singles führt zu einer gewaltigen Nachfrage nach Importen. Per Schiff landen Containerladungen neuer Platten in Antwerpen und werden innerhalb kürzester Zeit ungehört direkt am Kai verkauft.

Die belgische Hafenstadt ist gut geeignet für den Austausch mit den Popzentren der Welt. Amsterdam, Brüssel und Paris sind nahe genug, damit Weltstars gern einen Abstecher an die Schelde machen. Aus England lassen sich Radiosender empfangen. Das jüdische Viertel der Stadt schafft kulturelle Dynamik, und bis heute gibt es eine bunte Schallplattenszene in Hafennähe, die beständigen Vinyl-Nachschub aus der ganzen Welt sichert.

„Wir hatten immer schon diese eklektischen Musikeinflüsse aus allen Richtungen“, sagt Sarah Bettens, Sängerin der Band K's Choice. „Das gab uns eine besondere Freiheit, musikalisch genau das zu machen, was wir wollten.“ Belgien ist durch die Nähe zum Wasser und die Multinationalität besonders offen für Stilversmischungen. Hier entstand Mitte der achtziger Jahre als Mix aus New Wave, Acid House und Industrial ein bassliebender Sound des Rauschen, der unter dem Namen New Beat den Weg für den Eurodance und den europäischen Techno ebnete. In Antwerpen gründeten sich 1989 dEUS, die harten Alternative-Rock mit avantgardistischem Jazz und Punkteinflüssen vermengen und Vorbild für Bands wie Radiohead wurden.

Auch heute ist die Stadt eine der lebendigsten Musikmetropolen Europas. „Jeder beeinflusst jeden, jeder spielt mit jedem“, sagt Aldo Struyf, Kopf der Indierockband Creature With The Atom Brain. „Man glaubt, es gäbe jede Woche tausend neue Bands und Projekte.“



Bunte Bühne: Hafen von Antwerpen

## LONDON

Die britische Designagentur Hipgnosis hat das Battersea-Kohlekraftwerk zu einer Ikone der Popmusik gemacht. 1977 zierte die riesige Anlage am Südufer der Themse das Cover des Pink-Floyd-Albums „Animals“. Steve Hackett konnte das Kraftwerk als kleiner Junge von seinem Schlafzimmer aus sehen. Jeden Tag spie es Smog aus, erinnert sich der Genesis-Gitarrist: „Das war schwerer Nebel, der Menschen töten konnte. Er zog vom Fluss hoch.“ Dazu kam Dauerregen, und so gab es keinen Grund für ihn, nach draußen zu gehen. Er zog sich in sein Zimmer zurück, übte Mundharmonika und Gitarre und legte so die Grundlage für sein aufregendes Spiel in den siebziger Jahren.

Das musikalische Erbe der vergangenen fünf Jahrzehnte in London ist unglaublich. Hier sind der britische Rhythm and Blues, die Mod-Kultur, der britische Psychedelic Rock und der Jazzrock entstanden. Ohne Beatles, Stones, Kinks, Who, Cream, Hendrix, die alle in London groß wurden, klänge Pop anders.

Heute kommen die spannendsten Genre-Erneuerer wie Caribou, Jon Hopkins, James Blake oder FKA Twigs von hier. London war das globale Zentrum des Progressive Rock, der Punk wurde erst hier zum internationalen Phänomen, New Romantic, Acid Jazz, Drum'n'Bass, Britpop, Shoegaze, Dubstep – die Liste ist lang. „London ist interessant, weil es an einem Fluss liegt und einen Hafen hat“, sagt Jonathan More, eine Hälfte des Elektronik-Duos Coldcut und Gründer des Ninja-Tune-Labels. „Eines der wichtigsten Gesetze besagt, dass für interessante Musik ein Hafen wichtig ist.“ Dort tauschen sich viele verschiedene Kulturen aus, dort kommen Neuigkeiten aus Übersee zuerst an.

Es ist kein Zufall, dass einige der Clubs, aus denen in den achtziger Jahren wichtige Impulse kamen, am Themse-Ufer liegen. More veranstaltete in Lagerhäusern illegale Raves, aus denen der Elektronikboom der Epoche hervorging. „Das Babylon war ein wichtiger Club, direkt unter den Bögen von Waterloo an der Themse“, sagt Rob Gallagher alias Galliano, einer der Pioniere des Acid Jazz aus London. Hier gab es leerstehende Gebäude, hier entstanden Freiräume für Subkulturen.



Londons Lebensader: Südufer der Themse

## STOCKHOLM

Über 14 Inseln erstreckt sich die schwedische Hauptstadt. Der kürzeste Weg von einem Stadtteil in den anderen ist oft nicht die U-Bahn, sondern die Fähre. Stockholm ist ein Paradies für Schiffsfreunde, Brückenliebhaber und Inselhopper. Im Sommer kann man sich kaum entscheiden, an welcher der lauschigen Uferpromenaden man sich niederlassen soll. Im Winter wird es ungemütlich, wenn der schneidend kalte Ostseewind in die Stadt zieht und den Schnee ins Gesicht peitscht.

Aus diesem Gegensatz speist sich die schwedische Popmusik. In fünf dunklen Monaten lassen sich aus Mangel an anderen Optionen eine Menge Songs schreiben. „Man will in dieser Zeit nur noch irgendwo drinnen im Proberaum hocken, wo man nicht erkennen kann, wie fürchterlich das Wetter draußen ist“, sagt Joakim Svenigsson von der Indiepopband Friska Viljor. „Im Sommer ist es dann ganz anders: Man will nur noch die ganze Zeit vor die Tür.“ Wenn die Tage länger werden, tragen die schwedischen Künstler ihre melancholischen Wintersongs in die Welt hinaus.

Das gilt seit Abba, deren berühmteste Songs wie „Waterloo“ und „The Winner Takes It All“ im Kern so tieftraurig sind, dass es den Hörer zwischen Disco und Glamour immer wieder auch fröstelt. Mit knapp 400 Millionen verkauften Tonträgern gelten Abba heute als zweitgrößte Band der Geschichte (nach den Beatles). In ihrer Nachfolge wurden Roxette, Army of Lovers, Europe, Mando Diao und viele andere zu Weltstars. Heute dominieren Stockholmer Künstler die internationalen Charts, vom DJ Avicii über das Duo Icona Pop bis zu den Songs des Produzenten Max Martin. Der 44 Jahre alte Stockholmer schrieb die bekanntesten Hits von Britney Spears, den Backstreet Boys, Pink, Katy Perry und Taylor Swift.

Das „schwedische Musikwunder“ hat viel mit großzügig ausgestatteten öffentlichen Musikschulen zu tun, mit der Begeisterung für den angloamerikanischen Pop-Mainstream und mit der Offenheit gegenüber neuer Technik. Vor allem aber hat die nordische Melancholie eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf Musikhörer in der ganzen Welt.



Stadt der Gegensätze: Stockholm im Zwielicht

## KÖLN

Die Kölner Südbrücke hat etwas Magisches. Das alte Köln liegt dem Besucher wie eine Postkarte vor Augen. Der Dom thront über den Dächern. Im Rücken rauschen Güterzüge nach Osten. Und unten fließt der Rhein, „so wie seit Jahr und Tag, als ob nichts wäre, stumm, majestätisch an der Stadt vorbei“. Wolfgang Nieddeckens Song „Mer Wolke schwaade“ beschreibt, wie es ist, in der Mitte der Südbrücke zu stehen: dem Wasser und den Wolken nahe, fühlt es sich an wie Fliegen.

Für die Kölner hat ihr Fluss besondere Bedeutung – er symbolisiert das Selbstverständnis der Stadt. Der Rhein lässt sich nicht von kurzlebigen Trends und globalen Hypes beeindrucken. Er ist stolz, unabhängig und gelassen gleichmütig. Damit ähnelt er der Popmusik Kölns. Punk, harter Hip Hop und wummernder Techno haben in dieser Stadt kaum Anklang gefunden. Dafür sind die aus der Zeit gefallenen, atmosphärischen Klangkollagen von Can, der geerdete Rock von BAP und Wolf Maahn, die flirrenden, archivarischen Elektroexperimente von Mouse on Mars und der betörende Pop von Klee hier entstanden. „In Köln gibt es keine Ruppigkeit“, sagt der Songwriter Peter Licht. „Das ist wie das Licht, das hier im Rheinland permanent da ist. So ein dauernder Schimmer, immer etwas verhangen. Nie so klar wie ein Nordlicht. Und es ist ein Unterschied, ob es einen frischen Wind gibt am Hafen, in den die Schiffe aus der ganzen Welt hereinkommen. Oder ob man diesen dunsigen Fluss hoch- und runterzieht mit Getreidekähnen.“

Anders als Berlin mit seinen In-Bars am Spree-Ufer ist Köln nicht cool und will es auch nicht sein. „Hier brauche ich nicht einen Bart zu tragen und eine bestimmte Mütze zu haben, um zu irgendeiner Szene zu gehören“, sagt Suzie Kerstgens, Frontfrau von Klee. „Hier gibt es nicht den Drang, immerzu zu sagen: Ich bin aber hip.“ Diese Lässigkeit kann man hören. Im melodieverliebten Pop von Erdmöbel, der Gefühligkeit der Minimalisten Wolke, der tanzbaren Eleganz von Xul Zolar. In seinen besten Momenten hat der Kölner Pop eine widerständige Zeitlosigkeit. Dann ist er nah am Wasser gebaut. Unaufgeregt und unergründlich wie der Rhein unter der Südbrücke.

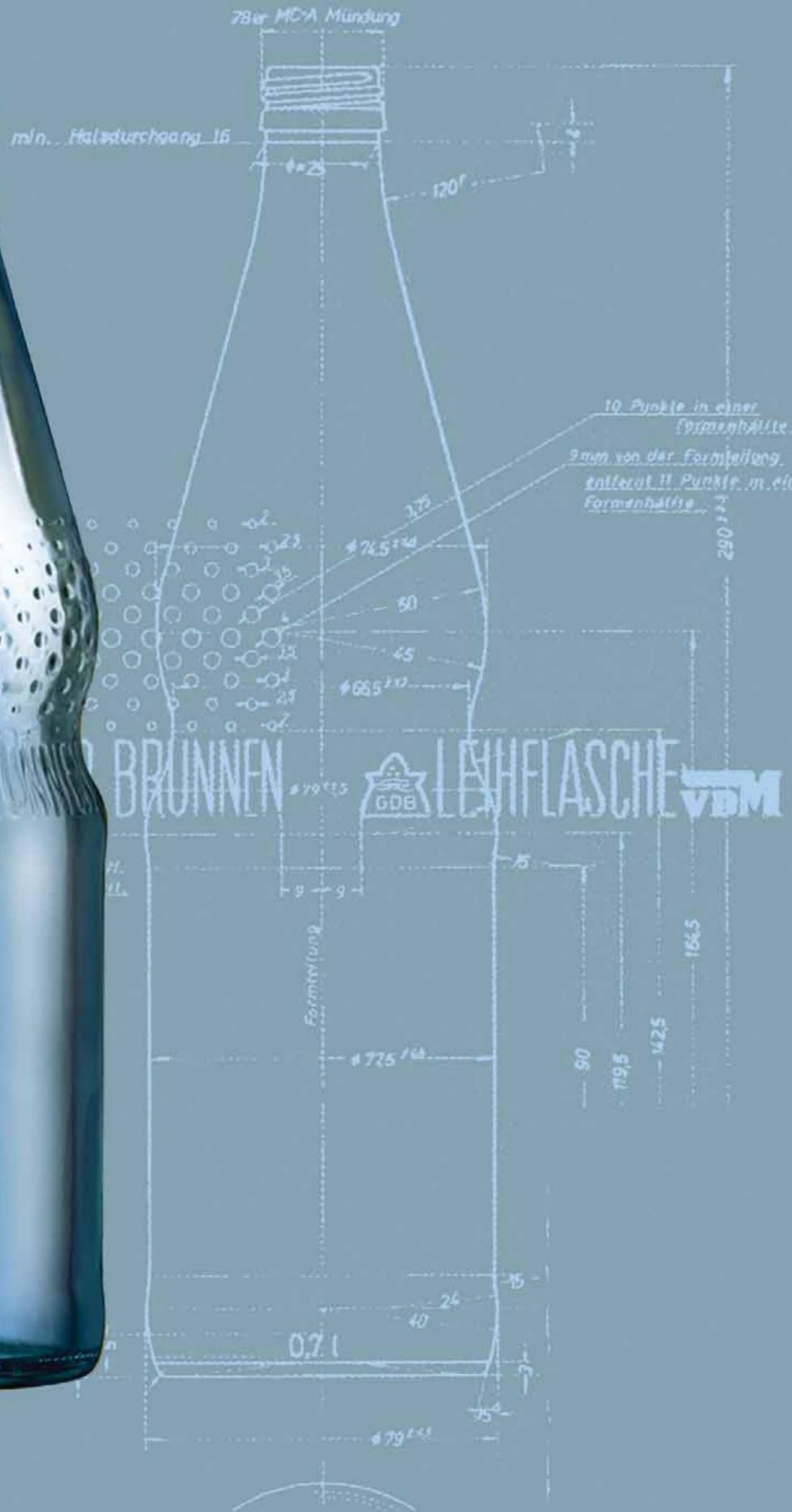


Unerschütterlich: Vater Rhein

Im September erscheint von unseren Autoren „Sound of the Cities – Eine popmusikalische Entdeckungsreise“ (Rogner & Bernhardt, 22,95 Euro).

# DER MANN HINTER DER FLASCHE

Jeder hat schon einmal Wasser aus ihr getrunken. Kaum einer weiß aber, wer eines der erfolgreichsten Produkte gestaltet hat: der Designer Günter Kupetz. *Von Peter-Philipp Schmitt*



Es könnte der größte Fehler seines Lebens gewesen sein, dass Günter Kupetz 1969 mit der Genossenschaft Deutscher Brunnen (GDB) keinen Lizenzvertrag ausgehandelt hatte. Sonst wäre der gelernte Maurer und studierte Bildhauer heute zwar vielleicht nicht Milliardär, aber seine Mehrwegflasche hätte ihm viel Geld eingebracht. Kaum ein anderes Designobjekt auf der Welt wurde häufiger produziert als sein unscheinbares Alltagsprodukt. Hunderte Millionen seiner Flaschen sind im Umlauf – aus Glas, wie er sie entworfen hat, und seit bald 20 Jahren zunehmend aus dem thermoplastischen Kunststoff Polyethylenterephthalat, kurz PET.

„Fürchterlich“, sagt Günter Kupetz dazu. „Daraus würde ich nie trinken. Wasser schmeckt nur aus Glas.“ Der Verbraucher sieht das anders. PET-Flaschen haben viele Vorteile: Sie sind leichter, was sie zugleich ökologischer macht, da die Energiekosten für den Transport gesenkt werden. Sie gehen auch nicht so schnell kaputt. Glasflaschen wiederum können 50 Mal wieder befüllt werden, die Mehrwegflaschen aus Kunststoff nur 15 bis 25 Mal. Rund zehn Milliarden Liter Flaschenwasser trinken die Deutschen im Jahr. Ein Drittel ist bis heute in Kupetz-Flaschen abgefüllt, von denen nach GDB-Angaben bisher fast sechs Milliarden hergestellt wurden.

Günter Kupetz, Jahrgang 1925, ist von seiner Flasche bis heute überzeugt: „Ich halte den Entwurf für zeitlos und würde sagen, dass man ihn eigentlich nicht verbessern kann.“ Er könnte recht haben, schließlich hat niemand sein Werk je wirklich in Frage gestellt, auch wenn es mittlerweile vier Varianten seiner Arbeit gibt. Seine Normbrunnenflasche, die unter dem Namen „Perlenflasche“ in die Designgeschichte einging, wird seit mehr als 45 Jahren fast unverändert hergestellt. Schon äußerlich wird klar, was ihr Inhalt ist. Den oberen Teil hat Kupetz einem Wassertropfen nachempfunden, der auf einem Zylinder ruht. Markant ist zudem die Einschnürung, die auch kleinen Händen Halt gibt. Die Noppen aus Glas über der Flaschentaille sorgen ebenfalls für einen guten Griff.

Die Perlen vor allem werden als Symbol für Frische erkannt, stehen sie doch für das Kohlensäure-Geblubber im Inneren. Kupetz schüttelt den Kopf, wenn er daran denkt, dass die GDB stilles Wasser in seiner Perlenflasche auf den Markt gebracht hat. Der Hersteller findet sich natürlich auch auf der Flasche wieder, dauerhaft: Während die Namen der Quellen mit den Etiketten abgelöst und jeweils neu aufgeklebt werden, stehen in der Einschnürung in gläserner Reliefschrift die Worte „Deutscher Brunnen“ und „Leihflasche“, dazu das Logo der GDB.

Mineralwasser kommt in Deutschland aus 820 Quellen, rund 200 haben sich in der GDB zusammengeschlossen. Bis zum Zweiten Weltkrieg hatte jeder Brunnen seine eigenen Flaschen. Auch in den fünfziger Jahren gab es noch 300 unterschiedliche Typen. Das machte große Umstände: Die Flaschen mussten sortiert und zu ihrem Ursprungsort transportiert werden. So entschlossen sich die Mineralbrunnen, eine Gemeinschaftsverpackung in Form einer 0,7-Liter-Hebelverschluss-Flasche auf den Markt zu bringen. Bis in die Sechziger ging das gut, obwohl der Bügel-Mechanismus teuer und kompliziert war und das Metall des Porzellanverschlusses schnell rostete. Als dann über Amerika und England zum ersten Mal Flaschen mit Außenschraubengewinde aufkamen, sah die Einheitsflasche der Mineralbrunnen alt aus.

Die GDB wagte 1968 einen ungewöhnlichen Schritt. In dem ohnehin revolutionären Jahr trat ein Schlagwort auf, das Unternehmern heute selbstverständlich erscheint: Marketing. Die Frage, die eine „marktpsychologische Beratungsgruppe“ untersuchen sollte: Was hält der Kunde von der bisherigen Flasche? Nicht viel, so das Ergebnis, was angesichts der viel moderner wirkenden Afri-Cola-

oder Sprite-Flaschen nicht verwundert. Gegen sie musste die Einheitsflasche mit ihrem Bügelverschluss von anno dazumal vorgestrig erscheinen. Die Kunden meinten sogar, man schäme sich ihrer und könne sie höchstens in der Küche verwenden, wo Besucher sie nicht zu Gesicht bekämen.

Wie Marcus Botsch in seinem Büchlein „Die Mineralwasserflasche von Günter Kupetz“ schreibt, erteilte die GDB daraufhin zwei Büros den Auftrag, eine Normbrunnenflasche aus Glas zu entwerfen: Lothar Michalski in Frankfurt und Günter Kupetz in Kassel. Lothar Michalski war Grafiker, er dachte und arbeitete zweidimensional. Das gläserne Modell, mit dem er sich bewerben wollte, musste er in einer Werkstatt anfertigen lassen. Dabei stellte sich heraus, dass er entscheidende Fehler gemacht hatte: Sein Entwurf entsprach nicht den vorgegebenen Maßen. Die bauchige Flasche passte nicht in die vorhandenen Kästen, zudem war sie zu klein für die gewünschte Füllmenge von 0,7 Litern. Michalski hatte dann auch noch das Pech, dass er wegen eines Herzanfalls nicht am festgesetzten Tag, dem 19. Juni 1969, seine Entwürfe bei der GDB persönlich vorstellen konnte.

Günter Kupetz hat einen ganz anderen Werdegang. Er ist Handwerker, Künstler und Industriedesigner zugleich. „Ich bin ein dreidimensionaler Mensch“, sagt Kupetz über sich. „Ich habe lieber geformt oder lieber etwas gemacht, was man in die Hand nehmen kann.“ Nach dem Krieg hatte er Bildhauerei studiert und war Meisterschüler bei Bernd Heiliger gewesen, einem Arno-Breker-Schüler. Zu Kupetz' frühen Arbeiten zählen Skulpturen weiblicher Torsi, die seine späteren Werke aus Glas bis hin zu seiner Perlenflasche vorwegzunehmen scheinen.

Überhaupt war Glas ein Material, mit dem er sich auskannte. Kupetz hatte sich 1954 bei WMF beworben. Gesucht wurde ein Künstler, der für das entstehende Wirtschaftswunderland Haushaltsprodukte gestalten sollte. Zunächst experimentierte er viel mit Metall, entwickelte Bestecke, Schalen, Kerzenständer, Teekannen, Salzstangenhalter und Aschenbecher. Bald arbeitete er aber auch mit Glas: Zu seinen ersten Entwürfen zählen seine Orchideenvasen, die ein Abbild der in Stein gehauenen Frauenkörper des Bildhauer-Studenten Kupetz sind.

Bei WMF wurde aus dem Künstler ein Designer. So verstand er sich nun auch. In Deutschland gehörte er zu den Ersten, die sich den angelsächsischen Begriff zu eigen machten. Zusammen mit sechs Kollegen – Hans Theo Baumann, Karl Dittert, Peter Raacke, Rainer Schütze, Hans Erich Slany, Arno Votteler – gründete er 1959 den Verband deutscher Industrie-Designer. Zwei Jahre später eröffnete er ein Designbüro. Fortan entwickelte er bekannte Konsumgüter, darunter eine Kunststoff-Spülmittelflasche für Henkel. Der Name des Reinigungsprodukts lautete damals „Clin“, der Entwurf wurde später als „Pril-Flasche“ berühmt. Für Telefunken schuf er ein Tischtelefon mit Wählscheibe oder Tastenfeld.

Günter Kupetz wusste also genau, was die Mineralbrunnen von ihm erwarteten. Am 19. Juni 1969 reiste er mit gleich zwölf Gipsmodellen seiner Flasche an, die er im Originalkasten präsentierte. Das überzeugte die Verantwortlichen der GDB, und er bekam den Zuschlag. Allerdings scheiterte sein Entwurf zunächst beim Konsumenten: Die Ergebnisse der Marktforscher ergaben, dass die Flasche mit der zwiebelurmartigen Spitze als „östlich“ empfunden wurde. Nicht Mineralwasser, sondern Likör sahen die künftigen Käufer in dem gläsernen Objekt. Daraufhin wurde es weiter verändert: Die Flasche bekam eine Taille – und Perlen.

Ausgerechnet die Idee zu den Bläschen hatte nicht Kupetz, sie ging auf Michalskis Zeichnungen zurück. Der Frankfurter sicherte aber nach Auszahlung seines Honorars zu, dass er keine Rechte geltend machen werde, für den Fall, dass die GDB „einen Bestandteil meines Flaschenentwurfs – die Kohlensäureperlen auf der Außenhaut – innerhalb eines nicht von mir stammenden Flaschenentwurfs verwerten sollte“. Die Testpersonen waren von der verschlankten Version mit den Michalski-Perlen begeistert: „eindeutig erfrischend“, so ein Urteil. Das Modell wurde als gefällig, elegant, modern, handlich und sogar lebenslustig empfunden. Im Protokoll der Sitzung vom 19. August 1969 heißt es: „Die Lösung der Aufgabe scheint gegeben.“ Zehn Tage später begann die Produktion, im Winter wurden die ersten Flaschen abgefüllt.

Allein im ersten Produktionsjahr wurden 73 Millionen Flaschen hergestellt. Der Mann hinter der Flasche, der in seinem Leben mehr als 1000 Produkte entworfen hat, blieb aber weitgehend unbekannt, obwohl der Professor für Produktpolitik und -gestaltung 1982 für seine Perlenflasche vom damaligen Bundespräsidenten Karl Carstens mit dem Bundespreis „Gute Form“ geehrt wurde, so wie Wilhelm Wagenfeld für die nach ihm benannte Leuchte. Als die Post 1999 eine Serie von Sonderbriefmarken zum „Design in Deutschland“ auflegte, wurden die beiden Entwürfe von Kupetz und Wagenfeld ebenso abgebildet wie Peter Behrens' rot gefärbte Stängel-Gläser, Marianne Brandts berühmte Bauhaus-Teekanne, Marcel Breuers Wassily-Stuhl, Herbert Hirthes Fernsehgerät „Braun HF 1“, Peter Raackes Besteck „mono-a“ und auch die Magnetschwebbahn Transrapid, die Alexander Neumeister gestaltet hat.

Damit findet sich Günter Kupetz, der in Bad Malente lebt, in bester Gesellschaft wieder. Geht es nach seinem Sohn Andrej, seit 1999 Hauptgeschäftsführer des Rates für Formgebung in Frankfurt, könnte die Perlenflasche seines Vaters schon bald als schützenswertes Kunstwerk anerkannt werden. Nach einem Urteil des Bundesgerichtshofs kann das Prädikat auch einem industriell gefertigten Gebrauchsgegenstand zustehen, wenn er über die von der Funktion vorgegebene Form hinaus künstlerisch gestaltet ist. Für Günter Kupetz, der am 12. November 90 Jahre alt wird, wäre es ein passendes Geburtstagsgeschenk.

FOTOS: GDB, KARL SCHUMACHER/IZ, TELEFUNKEN



Mehr Skulptur als Gebrauchsgegenstand: Bis heute wird die Perlenflasche noch so produziert, wie es die technische Zeichnung aus dem Jahr 1969 vorgibt. Das Bild links zeigt Günter Kupetz als Atelierleiter bei WMF 1958, rechts seine Orchideenvasen von 1954 und sein Tischtelefon für Telefunken aus den Sechzigern.





**AUGUSTIN TEBOUL**  
Café Erika & Hilde

„Das Café liegt direkt am Kanal, und es ist toll, auf einen Drink nach der Arbeit direkt am Wasser sitzen zu können. Es gibt nur einen Tisch am Kanal. Sitzt man dort, hat man das Gefühl, gar nicht mitten in der Stadt zu sein, sondern für den Moment verloren.“

Annelie Augustin, 32, Deutsche (rechts), und Odely Teboul, 30, Französin, lernten sich in Paris kennen und gründeten ihr gemeinsames Label im Jahr 2010 in Berlin. Sie sind bekannt für ihre düster-romantische Häkelspitze und sehr viel Schwarz.



**ISABELL DE HILLERIN**  
Landwehrkanal

„Mein Atelier ist direkt an der Lohmühlenbrücke. Hier nehme ich mir täglich eine kleine Auszeit von der Arbeit und gehe mit meinem Hund Mali am Wasser spazieren. Vor allem im Frühling, wenn die Kirschbäume blühen, ist das einer meiner Lieblingsorte.“

Isabell de Hillerin, Jahrgang 1984, gründete ihr Label 2009 und arbeitet seitdem mit Traditionsbetrieben aus Moldawien und Rumänien zusammen, der Heimat ihrer Eltern. Häkeleien sind das Markenzeichen ihres Labels.



# Ein Wasser bitte

In Berlin geht gerade die Fashion Week zu Ende. Jetzt ist auch für die Designer Sommer – und sie haben Zeit für ihre liebsten Orte am Wasser.

*Zusammengestellt von Jennifer Wiebking*



**DAVID TOMASZEWSKI**  
Wannsee

„Mein Lieblingsort Nummer eins ist der Wannsee. Jeden Abend fahre ich auf dem Bike und mit Victor, meinem Hund, raus und genieße den Blick aufs Wasser. Mein zweiter Lieblingsplatz ist die Pfaueninsel – mit dabei sind Musik, Freunde und Victor.“

David Tomaszewski, 1979 in Danzig geboren, verließ Polen 1999 zum Modedesign-Studium in London und wechselte später an die Berliner Universität der Künste. Zunächst konzentrierte er sich als selbständiger Designer auf Abendkleider. Nun entwirft er auch Tagesgarderobe.



**MALAIKA RAISS**  
Planufer

„Es gibt nur wenige tolle Wasserplätze in Berlin. Am liebsten bin ich am Planufer vor dem Urban-Krankenhaus in Kreuzberg. Die Aussicht auf die Bauten und den Kanal mit den vielen weißen Schwänen ist einfach herrlich. Jedenfalls im Sommer.“

Malaika Raiss kombiniert in ihrem 2010 gegründeten Label vornehmlich feminine Farben mit fließenden Silhouetten. Die Modemacherin wurde 1985 in der Nähe von Frankfurt geboren und studierte in Mannheim.



**BOBBY KOLADE**  
Kottbusser Brücke

„Wenn man Menschen beobachten will – und das ist meine Hauptfreizeitbeschäftigung –, dann gibt es in Berlin keinen besseren Ort als die Gegend um die Kottbusser Brücke. Hier läuft und schwimmt alles Mögliche herum, ein richtiges Fest für das Auge. Ein Date am Kanal ist auch sehr empfehlenswert, mit Pizza von der Trattoria Venezia und einer Flasche Rot-

wein. Und wenn man mal auskatern muss, ist ein Brunch in der sonnigen Ankerklause immer eine gute Entscheidung.“

Bobby Kolade, Jahrgang 1987, geboren im Sudan als Sohn eines deutschen Vaters und einer nigerianischen Mutter, wuchs in Uganda auf, kam zum Studium nach Deutschland, lebte zwischenzeitlich in Paris und gründete sein gleichnamiges Label 2013 in Berlin.



**HIE N LE**  
„Goldenes Dreieck“

„Diesen Ort am Landwehrkanal nenne ich ‚goldenenes Dreieck‘, weil sich hier Kreuzberg/Neukölln und Treptow kreuzen. Ein guter Spot, um zu picknicken und mit Freunden den Feierabend zu genießen.“

Hien Le, 1979 in Laos geboren, arbeitete nach seinem Studium als PR-Berater bei der Berliner Agentur V. 2010 machte er sich mit einer eigenen Marke selbständig. Bekannt wurde er mit seinen minimalistischen Entwürfen.



**MICHAEL MICHALSKY**  
Spreuefer in Kreuzberg

„Mein Lieblingsort am Wasser ist das Berliner Spreuefer gleich vor unserem Atelier in Kreuzberg. Eine perfekte Oase für *urban nomads* direkt in der *front row* am Ufer. Manchmal, wenn die Sonne scheint, sitze ich draußen und beobachte das Geschehen. Oder ich blicke einfach nur mal kurz raus, denn es erdet total, und ich bin gleich super entspannt. Mal

hört man die Musik der Open-Air-Clubs rüberschwappen, mal fährt nur ein Ausflugsdampfer vorbei, oder ein Tourist verirrt sich auf das besetzte Spreareal.“

Michael Michalsky, Jahrgang 1967, war mehr als zehn Jahre lang Global Creative Director von Adidas in Herzogenaurach, bevor er 2006 sein eigenes Label Michalsky in Berlin gründete. Nach so vielen Jahren im Modebetrieb weiß der Designer, dass eine gute Show so wichtig ist wie gute Entwürfe.





**SISSI GOETZE**  
Paul-Lincke-Ufer

„Das Paul-Lincke-Ufer in Kreuzberg ist ein toller Ort mitten in der Stadt, um bei einem kurzen Spaziergang den Kopf frei zu bekommen oder mit Freunden auf ein Feierabendbier am Ufer zu sitzen. Gut, dass es gleich hier bei mir um die Ecke ist.“

Sissi Goetze, Jahrgang 1981, zog nach dem Studium an der renommierten Londoner Modeschule Central Saint Martins zurück nach Berlin und entwirft heute Männermode mit einem Augenzwinkern.



**NOBI TALAI**  
Spree, Höhe  
Oberbaumbrücke

„Meinen Lieblingsort an der Spree verbinde ich mit einer sehr bewegenden Phase in meinem Leben. Während meiner Studienzzeit an der Esmod erholte ich mich in den Pausen am Steg und sortierte die Gedanken. Die Aussicht auf die Oberbaumbrücke, ebenso wie die Stille

mitten in Kreuzberg und Friedrichshain beruhigten und inspirierten mich.“

Nobieh Talai, die im Jahr 1978 in Teheran geboren wurde, lebt seit Anfang der neunziger Jahre in Deutschland und hat sich in diesem Jahr als Modemacherin selbstständig gemacht. Der Einfachheit halber verzichtet der Mensch Nobieh Talai im Namen der Marke Nobi Talai auf ein paar Buchstaben.



**VLADIMIR KARALEEV**  
Die „Sinkende Mauer“

„Das Bassin der sogenannten Sinkenden Mauer im Invaliden-Park in Berlin-Mitte ist ein streng gestalteter Ort, der gerade deshalb so beruhigend wirkt: Aus dem großen rechteckigen Wasserbecken in seiner Mitte ragt eine begehbare Granitskulptur in den Himmel, auf deren Grat man bis zu einem Aussichtspunkt in sieben Meter Höhe aufsteigen kann. Mir persönlich gefällt es allerdings besser, am Rand des Beckens zu sitzen, von dem aus man in den hinteren grünen Teil des historischen Parks

blicken kann, der wie so viele Orte in Berlin die Brüche in der Geschichte der Stadt veranschaulicht: Einst als Nutzgarten für preußische Invaliden angelegt und später von Peter Joseph Lenné für die Öffentlichkeit umgestaltet, wurde er im Zweiten Weltkrieg verwüstet und blieb aufgrund seiner Nähe zur Berliner Mauer bis zu seiner Neugestaltung zwischen 1992 und 1997 eine Brachfläche.“

Vladimir Karaleev, 1981 in Sofia geboren, kam zum Studium nach Berlin und gründete bereits 2006 sein gleichnamiges Label. Sein Markenzeichen ist bis heute der offene Saum.



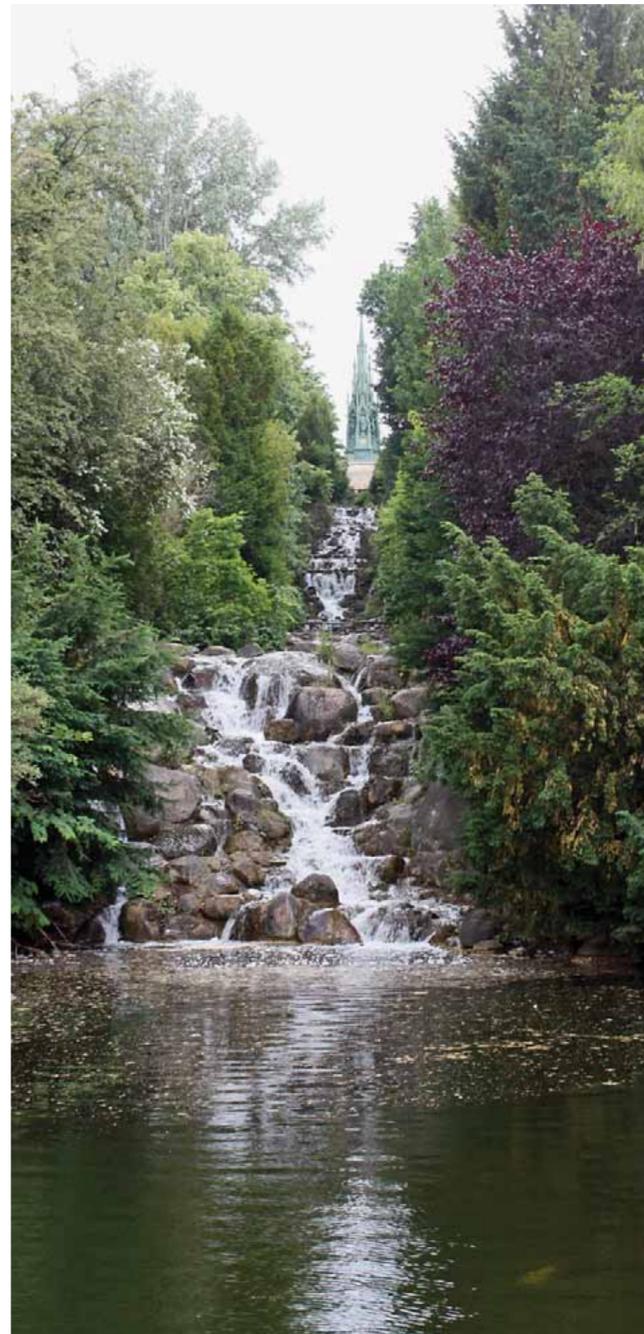
**WILLIAM FAN**  
Stadtbad Mitte  
„James Simon“

„Das Stadtbad Mitte ‚James Simon‘ in der Gartenstraße liegt genau zwischen meinem Zuhause und dem Studio. Morgens schwimme ich ab und zu ein paar Runden im Wasser und genieße das besondere Licht zu dieser Tageszeit. Bei Regenwetter hört man die Tropfen sehr laut, bei Sonnenschein leuchtet das Wasser besonders kräftig. Ich mag die Architektur, die Fliesen und die Farbdetails. Wenn ich Rücken schwimme und das Oberlicht sehe, fühle ich mich manchmal, als würde ich in einer Galerie schwimmen.“

William Fan, Jahrgang 1987, wuchs in Hannover auf und studierte in Arnheim und Berlin Modedesign. Die erste Kollektion seines gleichnamigen Labels zeigte er im Januar 2015.



# Ein Wasser bitte



**MARINA HOERMANSER**  
Wasserfall, Viktoriapark

„Ich fahre gerne zum Wasserfall im Viktoriapark, nicht weit entfernt vom Atelier. Eine halbe Stunde genügt zum Abschalten. Wie wichtig das ist, musste ich erst lernen. Wenn ich dann da am Wasserfall sitze, umgeben von Pflanzen, habe ich das Gefühl, in Südostasien zu sein.“

Marina Hoermanseder, Jahrgang 1986, studierte zunächst BWL in Wien, dann Modedesign in Berlin und London. Obwohl sie ihre erste Kollektion erst 2014 zeigte, hat sich die Designerin mit modischen Lederkorsetts schon einen Namen gemacht.



**LALA BERLIN**  
Hafenküche

„Die Hafenküche liegt in Rummelsburg – direkt an der Spree. Man ist in wenigen Minuten dort und hat trotzdem das Gefühl, im Umland zu sein. Meine Tochter liebt es, sich im kleinen Kahn über die Spree schippern zu lassen.“

Lala Berlin, das Label von Leyla Piedayesh, die 1970 in Teheran geboren wurde, ist heute eine der renommiertesten Berliner Marken. Besonders bekannt ist sie für ihre Seidenschals und Entwürfe mit Kufiya-Muster.



**PERRET SCHAAD**  
Schlachtensee

„Den Schlachtensee im Südwesten Berlins kann man ohne Probleme mit dem Fahrrad oder zu Fuß auf dem Uferweg umrunden, und er hat klares Wasser. Der See ist wie viele Gewässer im Umland von dichtem Wald umgeben, so ist man fast privat und kann sich seine Badebucht aussuchen.“

Johanna Perret, Jahrgang 1983 (links), und Tutta Schaad, Jahrgang 1982, gründeten ihr Label im Jahr 2009. Perret Schaad steht für so feminine wie zurückgenommene Entwürfe.



FOTOS: HELMUT FRITZ (4), ANDREAS REIN, MATTHIAS LÜDECKE, AUGUSTIN TEBOU, JOSEPH WOLFGANG OHREIT, BEBBY KOLDE, DAVID TOMASEVSKI, HENRIE, ISABELLE DE HILBERN, MARTIN HELBIG, MALAKA RAHBI, MARINA HOERMANSER, MICHAEL, MICHALSKY, SHINJI, MINEISHI, NOBI TALAI, LEYLA PIEDAYESH, PERRET SCHAAD, ANDREAS INCHIE, SISSI GOETZE, VLADIMIR KARALEEV, WILLIAM FAN, KERSTELER (2)



Blick ins Blaue: Statue des Seefahrers Vasco da Gama in Sines

# Er fährt nicht zur See

Vasco da Gama heißt so wie sein berühmter Vorfahr, der Seefahrer. Aber seine Heimatstadt Sines mag er nicht sonderlich – und auf Wasser steht er schon gar nicht. *Von Helge Sobik*



Vasco da Gama ist nicht zu Hause, und die Fensterläden des weiß getünchten Häuschens am Altstadtrand von Sines an der Alentejo-Küste sind geschlossen. Schon vor vielen Jahren ist er ausgezogen aus dem Haus, in dem er einst zur Welt gekommen war. Er hatte damals Großes vor, er konnte nicht länger bleiben. Die neuen Besitzer pflegen das Haus gut, sind aber auch nicht oft da. An der Klingel steht kein Name, und aus dem Briefkastenschlitz quellen Werbezettel. Irgendjemand hat im ersten Stock einen Hinweis an die Fassade gemörtelt: „Hier wurde Vasco da Gama geboren“, steht auf der Gedenktafel aus dem Jahr 1898 etwas knapp.

Wann das genau war, darüber streiten sich die Gelehrten: 1468? 1469? Es ist nur ein Detail, und kein entscheidendes. Wichtiger ist: Aus dem Jungen sollte der Entdecker des Seewegs nach Indien werden.

In Sines an der portugiesischen Atlantikküste sind sie heute stolz auf den großen Sohn. Gleich neben dem Nordturm der Festung haben sie ihm ein überlebensgroßes Denkmal errichtet. Und der kleine Sohn der Stadt? Er führt in Lissabon ein Antiquitätengeschäft und hat etwas gegen die Geburtsstadt des berühmten Seefahrers, seines Vorfahren in 17. Generation.

Das Denkmal zeigt einen stämmigen Mann mit Vollbart, breiten Hüften, gerader Haltung und entschlossenem Blick. Er schaut weg von der Stadt, hinaus auf die Weite des leeren Ozeans, der hinten am Horizont noch genauso mit dem Himmel verschmilzt wie vor einem halben Jahrtausend. Es ist derselbe Blick wie vom Balkon des Geburtshauses aus, das keine 200 Meter

entfernt ist. Es ist eine Aussicht, die ihn nachdenklich gemacht haben muss. Die ihn fragen ließ, ob hinter all dem Wasser nicht noch etwas kommt, wenn man immer nur geradeaus segelte. Oder ob alles Festland ein einziger großer Block aus Gestein ist, aus Erde und Sand, aus Pflanzen und Tieren, aus Städten und aus Menschen, den man, immer die Küste entlang, umfahren können musste, um die Rückseite zu erreichen.

Solche Gedanken werden den jungen Vasco da Gama, der mit diesem Blick vom Plateau hinab auf den Atlantik aufwuchs, nicht mehr losgelassen haben. Sein Tatenrang brachte ihm das Denkmal bei der Burg ein – und den Ruhm, neben Columbus und Magellan zu den großen Entdeckern gehört zu haben, nicht zu den Eroberern, den Schlächtern, die ihnen nachfolgt nicht zu den Cortez' und Pizarros, den Azteken-Killern und Inkamördern in ihrer Gold-Gier. Vasco da Gama suchte den Seeweg nach Indien nicht, um fremde Länder zu unterwerfen, sondern um das Monopol der Araber, der Perser und der Venezianer zu brechen, die den Handel mit kostbaren Stoffen und Gewürzen über den Landweg beherrschten.

Lissabon ist zwei Stunden mit dem Auto von Sines entfernt. Ihn zieht es trotzdem nicht in die 13.000-Einwohner-Stadt mit dem Containerhafen und den Raffinerien: „Was soll ich da? Mich verbindet nichts mit diesem Ort.“ Dom Vasco da Gama rückt die dunkle Hornbrille in seinem schmalen Gesicht zurecht, zupft am Sacko, streicht über den Trenchcoat und greift nach seiner Tasse mit dem Kaffee Galão auf dem Tischchen. Vasco da Gama,

geboren 1954, heißt wie sein Vorfahr, wie die längste Brücke Europas, wie ein Krater auf dem Mond, ein Einkaufszentrum in Lissabon, wie Fußballvereine in Rio de Janeiro, Kapstadt und Goa.

Nicht, dass es eine Familientradition wäre, dass der älteste Sohn immer Vasco heißt. Die Eltern haben das damals einfach so entschieden. Dom Vasco Xavier Teles da Gama und Graf von Cascais kann seine Abstammung in direkter Linie auf den Entdecker des Seewegs nach Indien zurückführen. Vorteile hat er davon nicht – nicht mal in einer Polizeikontrolle, wenn er Pass und Führerschein zücken muss. Es zieht ihn in Portugal nicht in die Öffentlichkeit. Er ist zurückhaltend, vornehm, höflich, gebildet – und bekennender Monarchist. Wenn es nach ihm ginge, bekäme Portugal an Stelle eines Staatspräsidenten wieder einen König. Etwas mehr als ein Viertel der Landsleute teilt diese Überzeugung. Es ist wohl eine Sehnsucht nach einstiger Größe. Aktiv unternehmen sie nichts. Dafür auf die Straße gehen – das wäre nicht vornehm genug.

Teilt Vasco da Gama die Leidenschaften des großen Vorfahren? Geht er gerne aufs Wasser? Segelt er? „Ich habe kein Boot. Ich hatte auch nie eines. Es geht noch weiter: Ich bin nicht mal gerne auf dem Wasser unterwegs. Und ich werde sogar schnell seekrank.“ Nicht alles, scheint es, liegt in den Genen – oder es verwässert über die Generationen. „Der Ritterorden von Santiago hat meinen Vorfahren damals aus Sines gejagt, er musste nach seinen Entdeckungsreisen nach Vidigueira umsiedeln. Unsere Familie hat nichts in Sines, keinen Bezug mehr zu dieser Stadt.“

Und als sie dort die neu gepflasterte Fußgängerzone eröffnet haben, in deren Oberfläche mit dunkleren Steinen kunstvoll die Silhouetten von Naus, der breitbauchigen portugiesischen Karavellen-Variante aus dem 15. Jahrhundert, eingearbeitet sind, ist er nicht hingefahren.

Es ist ein seltsamer Zwiespalt. Einerseits ist Dom Vasco stolz auf die Familiengeschichte, hat sogar mal in Los Angeles eine Auszeichnung für seinen Vorfahren entgegengenommen, der verhindert war, weil er in einem riesigen Marmor-Sarkophag in der Kirche des Jeronimos-Kloster von Belem bestattet ist. Andererseits führt der junge Vasco sein eigenes Leben und geht nicht mit dem berühmten Namen hausieren. Er scheint so etwas wie der Hüter der Ehre zu sein – obwohl er sagt, dass er sich dem Vorfahren nicht sonderlich nahe fühlt, keine emotionale Bindung hat und nur selten zum Grab geht.

Trotzdem klingt es seltsam melancholisch, wenn Vasco da Gama im Kloster mit der rechten Hand flüchtig auf den Sarkophag deutet, „Vasco da Gama“ murmelt, den Kopf senkt, zwei Schritte zurück macht und nicht so recht weiß, wo er seine Hände lassen soll, hinter dem Rücken oder gefaltet vor dem Bauch. Mit jeder Geste



In Sines ist nicht der Hund verfroren. Dafür ist das Klima an der portugiesischen Atlantikküste zu mild.

sagt Vasco da Gama, dass er sich nicht in die Rolle gedrängt hat, Verwandter und Namensvetter einer historischen Persönlichkeit zu sein – aber wenn es denn sein müsse, nehme er sie an, als Ur-Ur-Enkel, Adliger, Monarchist und als Portugiese.

Die Frage, ob er jemals einem Fernando Magellan oder einem Christoph Columbus begegnet sei, ist vor dem Hintergrund seines Lebens deshalb kein halbgarer Spaß, sondern einer seriösen Auskunft würdig. „Magellan ist auf seiner Seereise gestorben. Meines Wissens hatte er keine direkten Nachkommen. In Spanien soll es Verwandte von Columbus geben, ebenfalls in 17. oder 18. Generation. Es gibt aber keine Kontakte zwischen uns.“

In Sines hat die Wirtschaftskrise ihre Spuren hinterlassen. Im Hafen ist der Umschlag zurückgegangen, und am Stadtstrand Praia Vasco da Gama feiern sie in den vergangenen Sommern nicht mehr so ausgelassen wie früher. Die Fischerboote, die im seichten Wasser dümpeln, warten noch immer auf einen neuen Anstrich, manche Restaurants in der Altstadt sind geschlossen, die Fenster sind zugeklebt, und auf Zetteln an den Türen werden neue Pächter gesucht. Viele Fassaden sind mit Graffiti verunstaltet, aber auf dem Platz vor der Burg hat jemand neue Sonnenschirme aufgestellt, neue Tische und Stühle angeschafft, man versucht es noch mal.

Den alten Bahnhof haben sie bei der letzten Überplanung der Innenstadt stillgelegt, sogar die Gleise entfernt, das alte Gebäude erst einfach abgeschlossen, dann ein schönes kleines Theater daraus gemacht. Regelmäßig kommt jemand und putzt die alten Fliesen an der Fassade. In mehreren

Szenen erzählen sie dort quadratmetergroß in Blau auf weißem Grund die Geschichte von der Entdeckung des Seewegs nach Indien, was sonst.

Es ist die Geschichte von Vasco da Gama, des größten Sohnes der sonst unscheinbaren Stadt. Des Mannes, den sie zu Beginn des 16. Jahrhunderts aus dem Santiago-Orden gedrängt und Richtung Vidigueira davongejagt haben. Sines hofft jetzt auf den Tourismus. Er funktioniert auch in der Krise – oft sogar besser als zuvor. Kein Wunder, angesichts der kilometerlangen Alentejo-Strände knapp außerhalb der Stadtgrenzen, kein Wunder angesichts des milden Klimas, der vielen Sonnenstunden, der niedrigen Preise. Und angesichts dieser Geschichte.

Ob Dom Vasco selbst mal nach Indien möchte, nach Cochín wie sein berühmter Vorfahr, nach Calicut und weiter nach Goa, wo viele Menschen noch heute portugiesische Nachnamen tragen und die große



Wasser, nein danke: Vasco da Gama

Seereise von einst bleibende Spuren hinterlassen hat? Jetzt entfährt es dem stillen, freundlichen Mann in aller Deutlichkeit: „Auf keinen Fall!“ Er macht eine Pause. „Das wäre zu groß.“ Und dann ist da wieder dieser Zwiespalt: „Ich bin sehr neugierig darauf – und möchte es nicht sehen.“ Warum? „Mein Vater war da. Es muss sich angefühlt haben, wie nach Jahrzehnten auf Besuch ins längst an wildfremde Menschen verkaufte Elternhaus zurückzukehren.“ Das tue man doch auch nicht. Das müsse man doch verstehen.

Und die Sache mit dem Geburtshaus in Sines? Beschäftigt ihn der Gedanke, dort mal zu klingeln, zu schauen, wer dort heute lebt? Nach all den Jahrhunderten? „Gar nicht“, sagt er. „Aus anderem Grund. Ich bezweifle, dass es das Geburtshaus ist – die Tafel an der Wand hin oder her. Der Vater meines Vorfahren lebte zum Zeitpunkt der Geburt in der Burg von Sines. Es spricht nicht das Geringste dafür, dass seine Frau außerhalb davon zu Hause war und der Sohn in einem Häuschen in 200 Meter Entfernung zur Welt gekommen ist.“ Er verzieht keine Miene, tippt nur ganz kurz an die Hornbrille wie ein Wissenschaftler, der nur den Fakten verpflichtet ist.

In der Festung war er mal. Es sind nur die Umfassungsmauern erhalten. Dom Vasco Xavier Teles da Gama ist Antiquitätenhändler, er hat seinen Laden in Lissabon, ist spezialisiert auf portugiesische Militaria, Wappen und Alltagsgegenstände aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert. Den berühmten Namen ihres Händlers erfahren die Kunden nur, wenn sie ihn nach dem Einkauf um seine Karte bitten sollten. „Sie sind dann verblüfft. Manche möchten

ein gemeinsames Foto, einer wollte mal ein Autogramm.“ Könnte es seinen Geschäften nicht nutzen, auf den Namen zu setzen? Aber so etwas tut man natürlich nicht.

Am Meer schätzt der Graf den Strand, zum Spaziergehen. Ansonsten ist sein Blick ins Hinterland gewandt, weg von der Küste, weg von Sines, weg von Lissabon. Er reitet gerne. Und in seiner Jugend hat er als Forcado gearbeitet, der portugiesischen Variante des Toreros beim Stierkampf, bei der mehrere Männer das gewaltige Tier gemeinsam umwerfen.

Eines nur scheint er vom großen Vorfahr geerbt zu haben: den Orientierungssinn, ein gewisses Geschick im Navigieren. Als er damals in Los Angeles gelandet war, um den Preis abzuholen, geriet er gleich am Flughafen an einen Taxifahrer, der kaum länger im Land gewesen sein dürfte als der Mann aus Portugal. Vasco da Gama lotste den Wagen zum gebuchten Hotel – ohne je vorher in Kalifornien gewesen zu sein.

#### Infos:

Flug mit TAP Portugal ([www.flytap.com](http://www.flytap.com)) von Berlin, Düsseldorf, Frankfurt, Hamburg, Hannover und München nach Lissabon pro Strecke von rund 85 Euro an. Leihwagen zum Beispiel bei Sunnycars ([www.sunnycars.de](http://www.sunnycars.de)) ab rund 165 Euro pro Woche. Übernachtung im kleinen Landhotel „A Serenada Enoturismo“ ([www.serenada.pt](http://www.serenada.pt)), etwa 30 Fahrminuten von Sines (ab 75 Euro), im „Hotel Dom Vasco“ ([www.domvasco.com](http://www.domvasco.com)) in Sines (ab 170 Euro, jeweils pro Doppelzimmer/Nacht).

#### Weitere Infos:

Turismo do Portugal, Zimmerstraße 56, 10117 Berlin, 030/2541060, [www.visitportugal.com](http://www.visitportugal.com), oder speziell über die Region [www.visitalentejo.com](http://www.visitalentejo.com).

# HIPPO AKTIV

Der Beat dieser Reise geht so: tock-tock. Metallener Paddelschaft auf Kunststoffboot. Tock-tock-tock. Darüber legen sich die Klänge des Sambesi: Blubbern, Rauschen. Das hysterische Kreischen des afrikanischen Seeadlers. Das Zischen, Zirpen, Ziepen der Nacht. Das Brüllen der Löwen. Den Rhythmus aber gibt unser Führer vor. Tock-tock. Alle paar Minuten wiederholt er sein Klopfen. Tock-tock-tock. Es soll uns die größte Gefahr dieser Flussfahrt vom Leib halten: Nilpferde.

Los geht es im Grenzkauf Chirundu, ganz im Norden Zimbabwes. 1700 Kilometer hat der Sambesi hier schon zurückgelegt. Er führt Wasser aus dem Kongo, aus Sambia, Angola, Namibia und Botswana. Er ist die Victoriafälle hinabgestürzt, hat im Kariba-Stausee gelegen, und er hat noch 1000 Kilometer bis zum Indischen Ozean vor sich. 70 Kilometer weit wollen wir ihn begleiten, in den Mana-Pools-Nationalpark, Weltnaturerbe, Wildnis.

Schon vor der Abfahrt in Chirundu begegnen uns die ersten drei Elefanten. An der Tankstelle. Sie stehen da und grasen, mit der gleichen Selbstverständlichkeit, wie die überladenen Trucks daneben warten, dass der Zoll sie endlich auf die Brücke nach Sambia lässt.

Nicht weniger behäbig ist unser Kanu, so bepackt ist es. Wir müssen die Verpflegung für drei Tage mitnehmen, Kocher, Campingstühle, Tisch und Zelt. Schwer wie ein Tanker liegen wir im Wasser. Die Strömung schiebt uns langsam an, geradewegs auf den ersten Baumstamm zu. Wir

Vorfahrt für Nilpferde: Wer mit dem Kanu auf dem Sambesi unterwegs ist, sollte sich an die Spielregeln der Wildnis halten.

Von David Klaubert (Text und Fotos)

versuchen zu steuern, paddeln rechts, paddeln links. Wir drehen uns in Zeitlupe. Und bleiben seitlich an dem umspülten Stamm hängen. Wellen schwappen in unser Kanu, panische Gedanken durch unsere Köpfe.

Keine fünf Minuten ist es her, dass unser Führer Taps, der eigentlich Tapiwa Masawi heißt, die Touristen aber nicht auch noch mit seinem vollen Namen überfordern will, uns vor den Gefahren des Sambesi gewarnt hat: 1. Die Sonne. Bitte immer eincremen. Und einen Hut auf den Kopf. 2. Krokodile. Deshalb: absolutes Badeverbot. Arme und Beine nicht ins Wasser hängen. Falls das Kanu kentert, nicht wild strampeln. Keine Panik. Keine Panik? Wir paddeln wild. Die Strömung dreht uns um den Stamm herum. Und wir treiben weiter. Tock-tock.

Nilpferde sind territoriale Tiere, das haben wir im dritten Teil der Sicherheitseinsweisung gelernt. Sie verteidigen ihr Revier nicht nur gegen Artgenossen, sondern auch gegen Kanus. Sie leben meist in kleinen Herden. Sie faulenzen und schlafen den ganzen Tag. Sie hängen im Fluss herum, obwohl sie nicht richtig schwimmen können. Sie fläzen sich ins seichte Wasser oder auf den Flussgrund. Fünf Minuten

sicher. Wir bauen auf dem feinen, hellen Sand unser Zweimannzelt auf. Nur das Innenzelt, die Außenhülle lassen wir weg, schließlich ist der Himmel wolkenlos. Das Licht der Abendsonne wird erst diffuser. Dann goldgelb. Sanftrot. Ein kitschiges Spektakel, untermalt vom basstiefen Grollen der Nilpferde.

Zum Duschen stellt uns Taps einen Eimer Sambesiwasser ins Gebüsch. Danach gibt es Abendessen: Kariba-Buntbarsch, Bohnen und Gemüse vom Gaskocher, Kartoffelsalat und kaltes Bier. Die Campinghocker sind nach einem Tag im Kanu nicht sehr gemütlich. Das Essen schmeckt umso besser. Plötzlich knackt es hinter unserem Zelt. Äste brechen. Gebannt starren wir ins Halbdunkel. Vielleicht 20 oder 30 Meter entfernt von uns erscheint ein Elefant, ein gewaltiger Schatten mit Stoßzähnen. Er schiebt sich zwischen den Bäumen hervor. Unsere nervöse Faszination scheint er nicht zu erwidern. Das Tier scheint uns nicht einmal zu bemerken. So leise wie nur Elefanten trampeln können, fast geräuschlos, zieht er vorbei.

Am nächsten Morgen überqueren wir illegal die Grenze. Nach eineinhalb Stunden Paddeln wird der Wind immer stärker. Der Sambesi, der am Vortag noch ruhig dahinströmte, rauscht wie die Brandung des Meeres. Weiße Hauben tanzen auf den Wellen. Taps beschließt anzuhalten. Weil wir gerade näher am sambischen Ufer sind, schaukeln wir dort in eine kleine Bucht, auch wenn wir das nicht dürften. Schließlich haben wir keine Visa. Wir setzen uns zwischen wankende Schilfbüschel. Gut drei Stunden dauert es, bis der Wind nach-



Wasser Marsch: Wie Entenküken der Mutter folgen die Paddler dem einheimischen Führer.

lässt. Kein besonders abwechslungsreicher Aufenthalt in Sambia.

Dann gleich wieder: tock-tock, Nilpferd-Alarm. Alle paar hundert Meter eine neue Herde. Und dazwischen Einzelgänger. Jungbullen, die sich mit dem dominanten Bullen ihrer Herde angelegt haben. Oder dominante Bullen, die den Kampf mit einem Halbstarren verloren haben. Weil wir nun in schmalen Kanälen zwischen Inseln und Ufer paddeln, sind wir mittendrin in ihren kleinen Reichen. Wir folgen Taps, drücken uns so nah ans sandige Ufer, dass wir immer wieder aufsitzen. Die Dickschädel tauchen ab. Gespannte Ruhe – bis sie zehn Meter hinter uns wieder aus dem Wasser schießen und verächtlich schnauben. Sie lassen uns nicht den geringsten Zweifel: Hier gilt das Recht des

Stärkeren. Und wir in unseren Hartplastikschalen fühlen uns ziemlich schwach.

Doch je länger wir auf dem Fluss sind, je mehr Nilpferdherden wir unbeschadet umrunden, desto schwächer wird das Gefühl, ausgeliefert zu sein. Wir begreifen, dass wir nicht der Entenmutter Taps folgen, sondern unter seiner Führung den unerbittlichen Spielregeln der Wildnis (dass Taps für den Ernstfall einen Revolver dabei hat, als zivilisatorischen Joker, spielt für unsere Gefühlslage keine große Rolle). Um zu überleben, müssen wir uns den Regeln unterwerfen. Dadurch fühlen wir uns nicht fremd, sondern der Natur so nah wie nie.

Wir bewegen uns in der Geschwindigkeit des Sambesi, denn egal wie kräftig wir paddeln, wir treiben immer behäbig in

seiner Strömung. Und auch die Stunden, die Minuten, die Sekunden fließen. Sie verlieren ihre Bedeutung. Am sambischen Ufer zieht eine Bergkette vorbei, auf der zimbabwischen Seite wuchernder Tarzandschungel und weite, satte Auen. Die Regenzeit ist gerade vorbei. Die Natur strotzt vor Grün. Fast verloren hüpf mittendrin ein Impala davon.

Durch den Himmel schwingt sich ein Schreiseeadler, stolz, mit schwarzen Flügeln und weißem Haupt. Dann reißt er den Schnabel auf und kreischt wie ein hysterisches Huhn. In eine steile Böschung haben Bienenfresser ihre Bruthöhlen gegraben, ein grünes Geflatter und Gezeter. Erst als wir ganz nah an dem Schwarm vorbeifahren, sehen wir ihre juwelenbehangenen Bäume: rubinrot, bernsteingelb, lapislazuliblaul. Von einem abgestorbenen Ast stürzt sich ein Eisvogel ins Wasser. Tropfend nass huscht er zurück auf seine Warte. Im Schnabel trägt er einen Fisch. Auf Sandbänken liegen regungslos Krokodile, wie Überbleibsel aus einer längst vergangenen Zeit. Doch immer wenn wir uns ihnen nähern, gleiten sie geschmeidig ins Wasser. Ob aus Angst oder aus Hunger – auf diese Frage grinst Taps nur.

Am Abend hören wir ein Brüllen. Tief und machtvoll. Ein Löwe, sagt Taps. Der Mond, obwohl nur fingernagelspitzen groß, leuchtet so hell, dass der Sambesi silbern schimmert. Darüber spannt sich der Himmel wie ein gigantisches Gewölbe. Immer wieder lösen sich aus den Abertausenden Sternen einzelne heraus. Wild blinkend schwirren sie umher. Es sind Glühwürmchen. Winzig klein, wie wir. ◀

## INFOS

Kanutouren können an vielen Stellen des Sambesi gemacht werden, von der sambischen wie von der zimbabwischen Seite. Die schönste Strecke führt von Chirundu in den Mana-Pools-Nationalpark, der von der Unesco zum Weltnaturerbe erklärt worden ist. Die Touren werden von einigen örtlichen Reiseunternehmen angeboten und sind stark limitiert. Da der Tourismus in Zimbabwe nach Jahren des Stillstands erst langsam wieder in Fahrt kommt, hält sich die Nachfrage in Grenzen. Oft hat man den Fluss allein für sich und seine Gruppe. Ausgangspunkt ist in der Regel die Stadt Kariba im Norden Zimbabwes.

Übernachtet wird auf Inseln im Fluss. Sein Zelt muss jeder selbst aufbauen, es gibt weder Duschen noch Toiletten. Innerhalb des Mana-Pools-Nationalparks werden auch ein- und mehrtägige Kanutouren mit Übernachtungen in festen Zeltcamps angeboten.

Sunpath Safaris  
mana-pools.co.za, Tel.: +263782300940.  
Mail: kevin.sunpathsafaris@gmail.com.  
Natureways Safaris  
www.natureways.com, Tel.: +263 8677000309.  
Mail: reservations@natureways.com.



Auf dem Trockenen: Ein Nilpferd auf Landgang ist selbst am Sambesi eine Seltenheit. Meistens dümpeln die Hippos im Wasser – und nur Schnauzen, Ohren und Augen ragen heraus.



Schwere Kost: Die Kanus sind so voll bepackt, dass sie im Wasser liegen wie Tanker. Mit an Bord ist unter anderem die Verpflegung für drei Tage. Übernachtet wird auf Inseln.



Ein bisschen Kitsch muss in Venedig sein, besonders zur Abendstimmung – in der Stunde, in der die Gondolieri vor der Kathedrale Basilica Di Santa Maria della Salute auf dem Canal Grande so gemächlich rudern, als wären sie Teil eines Postermotivs. Schöner kann man nicht durch die Stadt schaukeln.



Das Caffè Florian ist Venedig-Besuchern lieb und teuer. Direkt am Markusplatz Kaffee trinken – das kostet. Hier im Bild: zwei Espresso, eine kleine Flasche Wasser und ein Teller Kekse, macht 32 Euro. Das Jugendstildekor des 1720 eröffneten Cafés schafft einen angemessenen üppigen Rahmen.



# Grüße aus



„Über sieben Brücken musst du gehen“, sang einmal die ostdeutsche Band Karat. In Venedig, der Fußgängerstadt auf dem Wasser, sind es eher sieben mal sieben Brücken am Tag. Unbedingt sehen muss man die Rialtobrücke. Vom Wasser aus gibt es die besten Blicke auf den Ponte di Rialto.



Pizza gehört in Italien für jeden Touristen dazu. Bei Rossopomodoro in San Marco, fünf Minuten vom Markusplatz entfernt, ist sie superknusprig. Als *aperitivo* und *digestivo* gleichermaßen eignet sich ein kühler Aperol Spritz. Passt sogar zu Rucola-Pizza.

Noch bis Ende November läuft die Biennale. Aber die Stadt auf dem Wasser ist immer ein Kunstwerk.

Von Julia Stelzner



Italiener sind im internationalen Vergleich die schnellsten Kaffeetrinker. Rein in die Kaffeebar, ran an die Theke, Espresso bestellt – Arrivederci! Bei Torrefazione in Cannaregio wird der Kaffee frisch geröstet. Und das zum Schnäppchen-Preis: Der Espresso kostet einen Euro.



Das Ghetto in Venedig-Cannaregio ist heute alles andere als ein Problembezirk. Hier geht es viel ruhiger zu als im touristisch hochfrequentierten Zentrum. Im jüdischen Viertel gibt es gute koschere Bäckereien und wunderbare kleine Restaurants.



In Royalblau präsentiert sich der Pool, nein, das Schwimmbecken, im Hotel Cipriani. Hier verweilte im vergangenen Jahr George Clooney samt seiner Hochzeits-Entourage. Weil Venedig ohnehin teuer ist, empfehlen wir statt einer Übernachtung im Cipriani lieber einen Abend in der Hotelbar.



SHAMBALLA JEWELS

Explore the Energy of Creation



SHAMBALLA BRACELET  
Solid Brown Diamond, Black Diamonds, 18K Black Rhodium Plated Rose Gold

Herbert Mayer  
Juwelier seit 1922

UHREN · OPTIK · SCHMUCK  
FISCHER  
BOUTIQUE

WEMPE  
FEINE UHREN & JUWELN

WWW.SHAMBALLAJEWELS.COM

SHAMBALLA JEWELS OFFICIAL

SHAMBALLA JEWELS



# SCHAUT AUF DIESE FRAU!

Esther Friedman erlebt das Berlin der Siebziger an der Seite von Iggy Pop. Das Lebensgefühl der Künstler und Freaks hält sie in ihren Bildern fest. Jetzt sind sie in Frankfurt zu sehen. *Von Rose-Maria Gropp*

Ein Engel auf Erden: David Bowie wirkt auf den Fotografien Esther Friedmans wie von einem anderen Stern. Doch die Künstlerin weiß sich auch selbst ins Bild zu setzen – wie im Karmann Ghia vor dem Berliner Reichstag.

Es ist die alte Geschichte. Die Kerle sind wichtig, die Mädels gehören irgendwie dazu. Die jungen Männer heißen Musiker, sie bewegen sich an der Grenze zur Selbstaufgabe, wenn nicht gleich Selbstzerstörung. Die jungen Frauen, die sie umschwärmen, heißen Groupies. Das Ganze nennt sich dann Rock'n'Roll. Und es spielt irgendwo auf der Welt, in den Siebzigern.

Aber geht diese alte Geschichte wirklich immer so? Mit Esther Friedman zu reden macht mit dieser unverwundlichen Story nicht Schluss, wäre ja auch zu schade. Sondern es fügt ihr eine aufregende Facette hinzu. Denn Esther Friedman war damals mittendrin. Sie war es als teilnehmende Beobachterin, mit ihrer Spiegelreflexkamera, einer Leica R. Wir sind im Berlin der siebziger Jahre, dieser verwundeten, dauererregten Stadt. Esther Friedman war eine junge Frau, die ein bisschen aussah wie ein schöner Knabe, schmalhüftig, mit rabenschwarzen Augen. Und sie war ausgebildet als Fotografin.

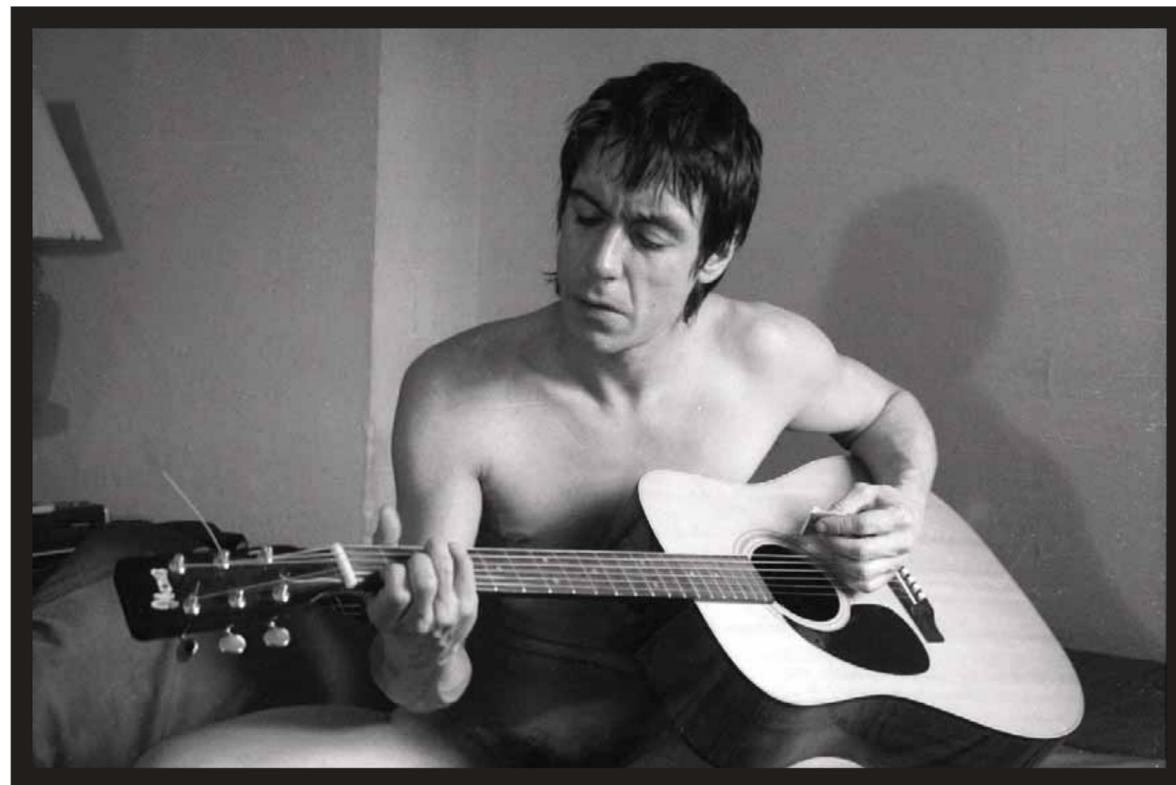
Nicht, dass Esther Friedman davon heute Aufhebens machen würde, im Gegenteil. Aber sie ist eine sehr besondere Person, mit einem sehr speziellen Lebensweg. Und so ist es kein Wunder, dass sich ihre Wege damals in Berlin mit einem gewissen James Newell Osterberg aus den Vereinigten Staaten kreuzten, der gleichzeitig mit einem gewissen David Robert Jones aus Großbritannien dorthin gekommen war. Das Haus, in dem die jungen Männer wohnten – der eine in sieben Zimmern im Vorderhaus, der andere im Hinterhaus, wo Esther Friedman später einzog –, steht in der Hauptstraße 155 in Berlin-Schöneberg. Besser bekannt sind sie als Iggy Pop und David Bowie.

Doch woher kam Esther Friedman, bevor sie auf der Insel im geteilten Deutschland anlandete? Wenn sie heute erzählt, witzig und voller Selbstironie, lässt sie lässig den Anfang ihrer eigenen Lebensgeschichte weg. Sie wurde in Mannheim geboren, ihre Eltern waren Juden polnischer Abstammung, die Mutter aus Krakau, der Vater aus Warschau. Der Vater war in Auschwitz. Er konnte abhauen, sagt sie, ein paar Tage vor der Befreiung. Sie wischt das mit einer Handbewegung weg, gesprochen hat er nie mit ihr über diese Erfahrungen. Sie war noch ein Baby, als ihre Eltern mit ihr nach New York zogen. Als ihre Mutter starb, wurde sie zu deren Schwester, ihrer Tante, zurückgeschickt, nach Mannheim, einer damals unwirtlichen Stadt. Dort besuchte sie die amerikanische Schule. Nichts gelernt habe man da, sagt sie heute. Sie suchte ihren eigenen Weg. Mit ihrem Freund, einem angehenden Arzt, zog sie nach Berlin. Er ging dorthin, weil er nicht zur Bundeswehr wollte. Wer in den Siebzigern den Wehrdienst ablehnte, sah sich harten Befragungen ausgesetzt – nur vor Berlin machte der Bedarf der Bundeswehr halt.

Nun ist Esther Friedman also in dieser Stadt, wird Fotografin und erhält immer mal Aufträge, für die sie ein kleines Salär bekommt; es reicht zum Leben. Aber sie fotografiert auch auf den Straßen, sie macht sich ihre Bilder von der Stadt und ihren Menschen. Es gibt ein Foto, auf dem eine ältere Frau sehnsüchtig in die Kuchenauslage in einem Schaufenster blickt, wahrscheinlich in Charlottenburg oder Schöneberg, das damals noch ärmlich war. Die Mauer hat Esther Friedman kein einziges Mal fotografiert. Ich mochte die Mauer nicht, sagt sie schlicht, das war nicht das, was wir an Berlin mochten.



Kunst im Fokus: Esther Friedman berät heute Sammler. Foto Wolfgang Eilmes



Immer wieder Iggy: Esther Friedman zeigt den exaltierten Punkrock-Star ganz privat.

Sie taucht weiter ein in diese Welt, in der zwischen Kriegergründen die alten Leute geblieben waren und sich eine ganze Sippschaft von Aussteigern, Freaks und Künstlern angesiedelt hatte. Bei einer inzwischen legendären Veranstaltung – einer Modenschau von Claudia Skoda, für die Martin Kippenberger den Boden mit Fotografien bepflasterte, zu denen Esther Friedman Bilder beisteuerte – lernt sie 1976 James Osterberg kennen. Sie und er, sie nennt ihn Jim, werden ein Liebespaar, für sieben Jahre. Das fängt so an, dass Iggy Pop sie als Fotografin für seine Tournee engagiert. Sie besteht auf einem eigenen Zimmer in den Hotels und darauf, angemessen bezahlt zu werden. Als Groupie steht Esther Friedman nicht zur Verfügung.

Nun gibt es eine Ausstellung mit Fotografien von ihr in der PPC Galerie in Frankfurt – darunter Bilder, die sie nie zuvor von den alten Kontaktbögen abgezogen hat. Wir sitzen in der Galerie und schauen die frischen Abzüge durch. Sie sind, mit und ohne Iggy Pop, ein Gang durch das Berlin vor dem Mauerfall. Da ist das umwerfende Foto, auf dem sie sich selbst inszeniert, in aller Herrgotts-

frühe, bunt geschminkt in einem weißen Karmann Ghia vor den bröckelnden Säulen des Reichstags. Selbstauflöser, sagt sie, das haben wir öfter gemacht. Und es gibt zwei, drei Bilder von David Bowie, samtweich in Schwarzweiß. Auf den Fotos sieht er ein bisschen aus wie von einem anderen Stern, nicht wie Ziggy Stardust, eher wie ein fremder Engel. Bowie hat sie selten fotografiert. David war sehr delikat darin, sagt Esther Friedman. Obwohl sie mit ihm und Iggy Pop oft gemeinsam unterwegs war, gab es eine gewisse Distanz, Bowie hatte damals einen 600er Mercedes und einen Chauffeur. Er hat nicht nur die ersten beiden Platten seiner „Berlin-Trilogie“ aufgenommen, sondern auch Iggy Pops berühmte Alben „The Idiot“ und „Lust for Life“ produziert und zum Teil geschrieben.

Esther Friedman freut sich mit an den Bildern. Die Fotos sind Phantasiestücke – surreal manche oder purer Punk, melancholisch andere und eine Einladung zur Reise zurück in der Zeit. Und immer wieder James Osterberg, dieses Proto-Punk-Tier auf der Bühne als Iggy Pop. Esther Friedman kannte ihn auch als den Jim, in den

sie verliebt war, mit dem sie lebte, solange es eben gut war. Sie ist Iggy Pops Chronistin, in einer Flut von Bildern. Ihnen entströmt ein Lebensgefühl, fast körperlich fühlbar bis heute.

Das Fotografieren wollte sie eigentlich lassen, für immer. Das hat sie noch vor zwei, drei Jahren gesagt. Nach ihrem Berliner Leben führte sie erfolgreich eine Galerie, zunächst in Heidelberg, dann in Frankfurt. Früh hat sie James Turrell ausgestellt, lange bevor er zum Kunststar wurde. Inzwischen berät sie einen Kreis von Sammlern in Sachen Kunst, und wer gern eine Arbeit von Turrell möchte, kann bei ihr nachfragen. Noch mal Fotografieren? Sie denkt darüber nach. Aber erst muss die Leica repariert werden, sagt Esther Friedman. Und es gibt auch jemanden in Frankfurt, der das kann.

„No Idiot. Esther Friedman.“ PPC Galerie, Frankfurt, bis zum 1. August. Die Digitaldrucke von den Negativen im Format 30 mal 40 Zentimeter kosten 460 Euro, in einer Auflage von 3 + 2 AP. Der Fotoband „The Passenger. Iggy Pop“ erschien 2013 im Knesebeck Verlag.

ERSTER IM POOL  
**SPAREN SIE BIS ZU 30%**  
DER HILTON SUMMER SALE IST DA

**EXKLUSIVANGEBOT VON HILTON HHONORS™**  
Werden Sie Mitglied von HHonors und Sie erhalten

- weitere 5%\* Preisnachlass
- kostenfreies Internet

wenn Sie direkt in ausgewählten Hotels buchen.

Wählen Sie aus über 300 Hotels in ganz Europa, dem Nahen Osten und Afrika

<p>FRANKFURT AB €184</p> <p><b>€129*</b></p> <p><small>PRO ZIMMER PRO NACHT</small></p>	<p>STOCKHOLM AB €159</p> <p><b>€111*</b></p> <p><small>PRO ZIMMER PRO NACHT</small></p>
---	---

HILTON.DE    069 517 09265

\*Begrenzte Verfügbarkeit zum beworbenen Tarif. Das Angebot ist von der Verfügbarkeit bei den teilnehmenden Hotels des Markenportfolios von Hilton Worldwide in Großbritannien, Europa, dem Nahen Osten und Afrika abhängig. Buchen Sie zwischen dem 19. Mai 2015 und dem 23. August 2015 einen Wochenendaufenthalt im Zeitraum vom 22. Mai 2015 bis zum 27. September 2015, sofern nicht anders angegeben. **Zum Zeitpunkt der Buchung ist die Vorauszahlung des Gesamtbetrags erforderlich und es ist keine Rückerstattung möglich.** Die Preisnachlässe, die bis zu 30% auf den besten verfügbaren Preis und den besten verfügbaren Preis für Übernachtung und Frühstück betragen, variieren je nach Hotel. Es können andere Blackout-Daten gelten. Es gelten weitere Einschränkungen. Alle angegebenen Währungsumrechnungen dienen nur als Leitfaden. Besuchen Sie bitte vor der Buchung und für Informationen über zusätzliche Preisnachlässe für Hilton HHonors Mitglieder unsere Website [www.hiltonweekends.de/angebot/terms/](http://www.hiltonweekends.de/angebot/terms/), um die vollständigen Geschäftsbedingungen anzusehen.

**SIEH MAL AN**



**BADEMEISTER**

Den heimischen Swimmingpool selbst auszusaugen, das kann man als willkommene Entspannungsübung ansehen. Oder als regelmäßig wiederkehrende Pflicht. Wer sich die Reinigung abnehmen lassen möchte, greift zum Roboter. Am besten zu einem, der auch die Beckenwand hochklettert und über einen herausnehmbaren Filterkorb verfügt, wie der Vortex von Zodiac. Das Vergnügen hat seinen Preis, der günstigste Vortex kostet 1350 Euro, das Spitzen-Gerät 1900 Euro. Danach dem elektrischen Taucher zuzuschauen, mit einem kühlen Getränk in der Hand, ist freilich unbezahlbar. (hap.)



**LUFTNUMMER**

Eine der weniger bekannten Attraktionen Berlins ist die Möglichkeit, in Treptow am Ende der Bulgarischen Straße in ein Wasserflugzeug zu steigen und die Spree als Startbahn zu nutzen. Die viersitzige Cessna fliegt in nur 600 Meter Höhe über die Hauptstadt. Auf diese Weise eröffnet sie einen neuen Blick auf die O2-World, Kreuzberg, den Flughafen Tempelhof, das Messegelände mit dem Funkturm, das Olympiastadion, den Botanischen Garten, die Trabrennbahn Marienfelde, die Hufeisensiedlung und noch vieles mehr. Der Flug dauert eine halbe Stunde und kostet pro Person knapp 200 Euro. Zu buchen bei air-service-Berlin.de. (fbs.)



**KAFFEEKUNST**

Wasser in Form von Kaffee ist vielen Menschen ein tägliches Begehrt. Abfüllen lässt sich die gute Bohne in allerlei Gefäßen, aber kaum so stilvoll wie in der Alfi Jewel. Und das seit 1918. Seit fast 100 Jahren schon ist die Kaffeekanne also im Programm der Aluminiumfabrik Fischbach. Durch den ergonomischen Griff und die Einhand-Ausgießtaste (was haben eigentlich andere Kaffeekannen?) glänzt die Kanne auch in praktischer Hinsicht. In der günstigsten Form fordert das Jewel unverbindliche 100 Euro, die goldgeränderte Version kostet 456 Euro. (hap.)



Blaues Wunder: Wer mit seiner Yacht in der Marina Capri ankern will, sollte auf jeden Fall flüssig sein.

# LIEGEN BLEIBEN

Mit einer Yacht unterwegs zu sein zählt seit eh und je zu den exklusivsten Urlaubsarten. Während die Reise übers Meer die große Freiheit der Seefahrt verspricht, zieht es die Schiffseigner zum Übernachten meist in angesagte Urlaubs-Destinationen – dorthin, wo auch an Land die teuersten Villen oder die besten Restaurants zu finden sind. Zu den beliebtesten Plätzen für die eigene Yacht zählen ehemals pittoreske Fischerdörfer rund um das Mittelmeer, in denen schon Brigitte Bardot, Gunter Sachs oder der Aga Kahn zu Gast waren.

An erster Stelle der inoffiziellen Liste der teuersten Liegeplätze steht seit Jahren die Marina Capri auf der gleichnamigen Insel vor der italienischen Westküste. Dahinter folgen der für seine bunten Häuser bekannte Ort Portofino nahe Genua und Porto Cervo im Norden Sardinien. Für ein 60-Meter-Schiff – das entspricht unter den Superyachten so ungefähr der Mittelklasse – werden dort Gebühren zwischen 2500 und 3500 Euro fällig. Pro Nacht. Auf Platz vier liegt zur Zeit St. Tropez, vor dem ersten außereuropäischen Hafen Miami Beach.

Die Preise richten sich nach dem verfügbaren Angebot. Die Häfen sollen geschützte Liegeplätze bieten, und die lassen sich nun mal nicht in so beliebiger Zahl herstellen wie Superyachten. Prinzipiell gilt daher: Je kleiner, exklusiver und

Wohin im Urlaub mit der Yacht? Hier sind die exklusivsten Plätze für Freizeitkapitäne.

Von Claus Reissig

schwieriger anzulaufen der Liegeplatz ist, desto begehrt und teurer ist er. In Capri müssen die gerade mal zehn verfügbaren Plätze für die großen Yachten etliche Monate vorher reserviert werden. In Portofino können nur sechs große Yachten zwischen 50 und 60 Meter Länge gleichzeitig einlaufen. Dagegen ist die Situation in Porto Cervo fast schon entspannt: 60 Liegeplätze für Superyachten hält der kleine Hafen bereit.

Sind die Schiffe mehr als 70 Meter lang, verweigern die Hafenmeister meist die Einfahrt. Große Yachten wie die 88 Meter lange „Musashi“ des Oracle-Gründers Larry Ellison aus den Vereinigten Staaten oder die „Eclipse“ des russischen Milliardärs Roman Abramowitsch, 162 Meter lang, müssen üblicherweise vor den Häfen ankern. Für diesen Fall führt jede große Yacht eine Flotte von Beibooten mit sich, mit denen die Gäste zum Shoppen oder

zu Restaurantbesuchen an Land gebracht werden. Auch Hubschrauber sind als Shuttles gängig – sie können aber wiederum in den kleinen Häfen nicht landen.

Der Reiz liegt natürlich darin, mit dem eigenen Schiff – das die Dimensionen eines Palastes annehmen kann – möglichst weit im Zentrum der beliebten Hafenorte zu parken und so auf die Anschaffung einer Immobilie dort verzichten zu können. Eine Küche, mehrere Schlafzimmer und Bäder sowie einen Salon nebst Terrasse bieten selbst verhältnismäßig kleine Yachten. Von den Größeren blickt man beim Sundowner vom zweiten oder dritten Deck auf die Piazza – und auf die umliegenden Schiffe. Denn natürlich ist das Ansteuern begehrt Häfen auch ein Schaulaufen. Viele Eigner am Mittelmeer zeigen sich gern mit ihren Schiffen – ein Verhalten, das in Nordeuropa, wo man um Understatement bemüht ist, eher als unschicklich gilt.

Entsprechend können die Preise zum Beispiel in Monaco während des Formel-1-Wochenendes noch um ein Vielfaches steigen. Knapp 20.000 Euro soll eine Nacht mit dem eigenen Schiff an der Pier und dem Blick auf die Rennstrecke dann kosten. Das liegt auf einem Niveau mit dem teuersten Hotel am Mittelmeer: Eine Nacht im Penthouse des Hotels Martinez in Cannes wird für rund 16.000 Euro angeboten.

# eau

## Eau de Parfum

Am Anfang stand einfach das Parfum. Parfum bedeutete für die Alten Ägypter duftender Balsam. Parfum kam den Franzosen einem Heilwasser gleich und ersetzte das Bad, das man für krankmachend hielt. Und unter dem Titel Parfum lief auch, was streng genommen Extrait de Parfum ist: Produkte mit mindestens 15 Prozent ätherischen Ölen und synthetisch hergestellten Duftstoffen. Dieser Anteil kann bis zu 40 Prozent eines Produktes ausmachen. Eigentlich hätte es die Branche bei Parfum oder eben bei Extrait de Parfum bewenden lassen können – wäre nicht im Jahr 1979 eine neue Luxussteuer fällig geworden. „In Frankreich wurde die Mehrwertsteuer für Luxusprodukte damals von rund 18 Prozent auf 33 Prozent erhöht“, sagt Francis Kurkdjian, Parfumeur von Elie Saab. Zu den Luxusprodukten gehörte neben Schmuck, Haute Couture, Kaviar und Perlen auch Extrait de Parfum. „Um diese neue Mehrwertsteuer zu umgehen, ließen sich Parfumerhäuser allerlei Begriffe einfallen, die an Parfum oder Extrait de Parfum erinnerten, deren Produkte aber trotzdem nicht von dem neuen Gesetz betroffen sein konnten“, erklärt Kurkdjian. Guerlain nannte sein Parfum fortan Parfum de Toilette, Hermès kam auf Soie de Parfum, bei Dior ließ man sich zu Esprit de Parfum hinreißen. Chanel sicherte sich jenen Namen, der zu einer Institution werden sollte. Die 33-Prozent-Luxussteuer mag 1995 wieder abgeschafft worden sein – Eau de Parfum hält sich bis heute und zwar mit einer Konzentration an Duftölen von zehn bis 14 Prozent. Auch Kurkdjians „Le Parfum“ für das Haus Elie Saab, zunächst als Eau de Parfum lanciert, ist noch immer der unangefochtene Bestseller der gesamten Linie.



Aus der Not heraus zur Institution: Eau de Parfum, hier von Alaïa.

Wässerchen ist nicht gleich Wässerchen. Beim Duftwasser kommt es, anders als bei richtigem Wasser, auf die Konzentration an.

Von Jennifer Wiebking

## Eau de Toilette

Von der Luxussteuer war Eau de Toilette ab 1979 nicht betroffen. Das Produkt galt als zu alltäglich. Tatsächlich steht Eau de Toilette bis heute für den kleinen Luxus im Badezimmer, auf den kaum eine Frau verzichten möchte. Das konnten schon die Franzosen im 17. Jahrhundert verstehen. Sie waren besessen davon, dass der Körper beim Baden von schadhafte Keimen im Wasser befallen werden könnte. Statt Wasser verschwendeten sie Duftwasser. „Weil es aber für die Reinigung keine speziell vorgesehenen Räume gab und sie im Schlafzimmer, im Büro oder der Diele vollzogen werden konnte, mussten die Möbel geschützt werden“, sagt Elie-Saab-Parfumeur Francis Kurkdjian. „Also bedeckten die Bediensteten diese Stücke mit Tüchern, auf französisch: toile.“ Das Parfum zur Reinigung hatte bald den Namen Eau de Toilette weg. Weil es nicht nur an Königshäusern zur Reinigung des Körpers eingesetzt wurde, sondern weil es auch die Bourgeoisie in Massen verwendete, setzte sich Eau de Toilette als jenes Duftwasser durch, das eine geringere Konsistenz hat als das teurere Parfum. Auch heute noch macht die Verdünnung den Unterschied zwischen Eau de Parfum und Eau de Toilette aus. Statt einer Duftöl-Konzentration von zehn bis 14 Prozent finden sich in Eau de Toilette gerade einmal sechs bis neun Prozent Duftstoffe. Dafür ist Eau de Toilette aber oft gut ein Drittel günstiger als Eau de Parfum.



Kleiner Luxus: Eau de Toilette (hier von Elie Saab) diente früher zur Reinigung.

## Eau de Cologne

Köln war im Jahr 1709 zwar sehr schmutzig, galt aber zugleich als Rom des Nordens. Viele Italiener suchten in der Metropole zwischen Basel und Maastricht ihr Glück. Einer von ihnen war Johann Maria Farina aus Santa Maria Maggiore, der hier seinen eben hergestellten Duft aus Blüten von Zitrusfrüchten, Zeder und Bergamotte verkaufte. Weil der Parfumeur ein besonderes Talent dafür hatte, stets den gleichen Duft herzustellen, weitete er die Geschäfte bald aus. Er belieferte Königshäuser und Salons in ganz Europa. Aus dem 1709 entwickelten Farina aqua mirabilis wurde zu Ehren der Stadt, die ihm den Erfolg bescherte, Eau de Cologne. 1766 starb Johann Maria Farina. Die Erben führten die Geschäfte weiter – auf andere Weise. Einen Teil davon verlegte ein Verwandter 1806 nach Paris, und knapp 60 Jahre später landete der französische Teil von Eau de Cologne im Besitz von Roger & Gallet, bis heute einem der größten Parfümerie-Unternehmen in Frankreich. In Köln verkaufte ein nicht verwandter Farina derweil die Namensrechte an einen gewissen Wilhelm Mühlens, der seine Duftwässer zu der Zeit mit großem Erfolg als Farina verkaufen durfte. Erst um 1880 wurde ihm das verboten. Der Mühlens-Familie blieb nichts anderes übrig, als ihr Produkt umzubenennen: in 4711, die Hausnummer, die der Firma im Jahr 1794 zugeteilt wurde. Obwohl sich die Namen ähneln, besteht deshalb heute ein großer Unterschied zwischen Echt Kölnisch Wasser und Eau de Cologne – dem Produkt, das sich mittlerweile in vielen Häusern etabliert hat. Mit einem Duftstoff-Anteil von drei bis fünf Prozent ist es besonders leicht – und deshalb passend für den Sommer.



Globaler Bestseller: Eau de Cologne (hier von Hermès) wurde zwar in Köln erfunden, ist heute aber auf der ganzen Welt zu Hause.

# „ICH BIN EIN MEERTYP“



Keine deutsche Schwimmerin ist so populär geworden wie **Franziska van Almsick**. Die 37 Jahre alte gebürtige Berlinerin gewann als Vierzehnjährige ihre erste Olympia-Medaille, 1992 in Barcelona.

Danach stieg sie zum ersten gesamtdeutschen Sportstar auf. Sie hat zwei Söhne, Don Hugo und Mo Vito, und lebt heute auf Mallorca. Der Verein „... für Kinder e. V.“, den sie gegründet hat, setzt sich für Schwimmunterricht ein. Dem Geschehen am und im Becken ist sie als Fernsehexpertin weiter verbunden. Im August, bei den Weltmeisterschaften in Kasan, wird sie wieder zu sehen sein.

*Was essen Sie zum Frühstück?*

Ich sehe zu, dass ich überhaupt zum Frühstück komme, das ist mit zwei Kindern gar nicht so einfach. Am liebsten Joghurt mit Früchten, dazu einen guten Kaffee.

*Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?*

Unterschiedlich. Ich kaufe gerne ein, wenn ich unterwegs bin und Zeit habe, in ganz verschiedenen Städten.

*Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?*

Nee. Mir geht's nicht besser, wenn ich viele Tüten in der Hand habe. Ich gehe eher dann shoppen, wenn ich was brauche. Das ist natürlich eine Katastrophe, weil man ja nie das bekommt, was man gerade sucht.

*Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?*

Ich habe noch viel aus meiner Zeit als Sportlerin, weil da so viele Erinnerungen dranhängen. Ich kann mich gut von alltäglichen Dingen trennen, aber überhaupt nicht von 25 Jahre alten Badeanzügen. So geht es mir auch mit alten Nationalmannschaftstrikot oder Trainingsanzügen.

*Was war Ihre größte Modesünde?*

Da gibt es viel zu viele. Ich habe ja alles mitgemacht, war eine Zeit lang ganz dunkel gekleidet oder hatte Flickens an. Meine Frisur von damals spricht auch Bände. Aber es macht ja viel mehr Spaß, sich alte Fotos anzugucken und sich kaputt zu lachen, wie man aussah, als wenn man auf jedem Foto ganz toll aussieht.

*Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?*

Ja. Leider. Ich fand das eine Zeit lang ganz furchtbar. Mittlerweile ist es bequemer, wenn man zu Hause rumwirbelt, die Kinder ins Bett bringt und Abendessen macht. Aber nur, wenn ich mit den Kindern alleine bin.

*Haben Sie Stil-Vorbilder?*

Nein. Aber es gibt Marken, die mir gut gefallen, wie Victoria Beckham. Ihre Mode ist toll, die Schnitte sind nicht zu verschnörkelt, nicht zu verspielt, sehr geradeaus.

*Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?*

Wenn ich nur lange Jeans habe und hätte gern kurze, dann schneide ich die einfach ab. Ich bin auch jemand, der sich keine teuren zerrissenen Jeans kauft, sondern lieber weniger teure nimmt und die selbst zerreißt.

*Besitzen Sie ein komplettes Service?*

Ja.

*Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?*

Ich mag spontane Aktionen: Freunde einladen, einfach den Kühlschrank aufmachen und schauen, was da ist, und dann alles reichlich auf den Tisch stellen.

*Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?*

Ich lese gerne Sportmagazine. Und die Zeitschrift „Dummy“ finde ich gut, weil sie innovativ und anders ist.

*Welche Websites und Blogs lesen Sie?*

Ich bin nicht so der Internet-User.

*Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?*

Vor einer Woche. Ich bin ein Papiermensch, ich brauche immer Zettel, wenn ich mir was aufschreiben muss.

*Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?*

Mein Lieblings-Schriftsteller ist Paolo Coelho. Und „Im Schatten des Windes“ von Carlos Ruiz Zafon.

*Ihre Lieblingsvornamen?*

Mo und Don Hugo.

*Ihr Lieblingsfilm?*

Habe ich keinen. Ich schaue gerne Dokumentationen an. Die gibt es viel zu wenig im deutschen Fernsehen.

*Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?*

Ohne Auto könnte ich mir das Leben nicht vorstellen. Wenn mich eine Freundin anruft, die 300 Kilometer entfernt lebt, kann ich mich ins Auto setzen und losfahren. Unabhängig zu sein ist mir wichtig.

*Tragen Sie eine Uhr?*

Ja. Ich bin ein pünktlicher, akkurater Mensch, zwar teilweise chaotisch und spontan, aber alles immer in der Zeit. Zeit war immer wichtig in meinem Leben, bis heute. Ohne das Wissen, wie spät es gerade ist, geht gar nichts.

*Tragen Sie Schmuck?*

Im Alltag wenig. Abends, wenn man ausgeht, darf's auch ein bisschen mehr sein.

*Haben Sie einen Lieblingsduft?*

Nein. Ich bin noch auf der Suche.

*Was ist Ihr größtes Talent?*

Vielleicht, dass ich auf den Punkt fit sein kann. Mein Leben ist manchmal hektisch und verrückt, aber wenn's drauf ankommt, bin ich da. Da können meine Freunde drauf vertrauen, und da vertraue ich selbst drauf.

*Was ist Ihre größte Schwäche?*

Ich wäre gerne manchmal ein bisschen strukturierter.

*Womit kann man Ihnen eine Freude machen?*

Zeit. Ich habe zuletzt festgestellt, dass man für bestimmte Dinge viel zu wenig Zeit hat. Ich freue mich wahnsinnig, wenn sich Leute Zeit nehmen. Dieses ehrliche Geschenk: Ich bin jetzt da und das richtig. Das kann man sich nicht kaufen, das kann man nur geschenkt bekommen.

*Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?*

Sport. Darüber kann ich auch reden, wenn ich müde bin oder angeheitert. Das geht immer, in jedem Zustand.

*Sind Sie abergläubisch?*

Ja. Aber ich werde entspannter. Ich war früher abergläubischer.

*Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?*

Am Meer. Ich ertrage Berge nur schwer, ich bin ein freiheitsliebender Mensch. Ich brauche den Blick über den Horizont. Ich bin ein Meertyp.

*Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?*

Am Meer.

*Was trinken Sie zum Abendessen?*

Apfelsaftschorle. Ich trinke eigentlich nur Apfelsaftschorle. Das macht es nicht leichter im Umgang mit Kindern, weil sie dann auch oft Apfelsaftschorle trinken wollen statt Wasser. Ich habe ja wirklich viel mit Wasser am Hut – aber trinken kann ich's eher nicht.

*Aufgezeichnet von Bernd Steine.*



NEHMEN SIE SICH  
DIESEN SONNTAG ETWAS  
BESONDERES VOR.

IHR KOPF KANN WAS ERLEBEN.

Frankfurter Allgemeine  
SONNTAGS  
ZEITUNG

OYSTER PERPETUAL DATEJUST II



**ROLEX**



---

**BUCHERER**

1888

*bucherer.com*